

# MUSEUM HELVETICUM

Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft

Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique

Rivista svizzera di filologia classica

---

---

1. Jahrgang 1944 1<sup>re</sup> année

---



SWETS & ZEITLINGER N.V.  
AMSTERDAM - 1967

*Nachgedruckt mit Genehmigung des Verlags Schwabe & Co., Basel*

*Herausgegeben von – éditée par – edita a cura di*

*Albert Debrunner, Bern – Olof Gigon, Fribourg – Ernst Howald,  
Zürich – Victor Martin, Genève – Max Niedermann, Neuchâtel –  
Arnold von Salis, Zürich – Denis van Berchem, Lausanne –  
Peter Von der Mühl, Basel*

*Redaktion – rédaction – redazione : Olof Gigon, Fribourg*

## Sach- und Stellenregister

(Nous prions nos lecteurs de langue française de vouloir excuser que pour des raisons d'ordre technique l'index analytique ne peut paraître qu'en allemand.)

- ἄγκυμολον*, das «Absolutivum», S. 226ff.  
 Akademie, Periodisierungen, S. 62f.  
 Ammonios Sakkas, S. 215f.  
 Andokides, Friedensrede, S. 17ff.  
 Antenor, Gruppe der Tyrannenmörder, S. 199ff.  
 Antiochos von Askalon, S. 62  
 Aristoteles, Verhältnis zu Theoria und Praxis, S. 213  
 Arkesilaos von Pitane, S. 49ff.  
     Esoterik, S. 55f.  
     Ethik, S. 53  
     Kritik der stoischen Erkenntnislehre, S. 51ff.  
     Lehrweise, S. 53ff.  
     Sorites, S. 52f.  
     Verhältnis zu Platon, S. 51ff.  
     Verhältnis zu Pyrrhon von Elis, S. 57f.  
 Augustinus, Epistulae consolatoriae (92. 259. 263), S. 65ff.  
 Augustus, Münzbild aus dem Jahre 16 v. Chr., S. 203ff.  
  
 Bienenmetapher in der antiken Dichtung, S. 72  
  
 Caelius Aurelianus, Geschlecht von dies bei –, S. 123ff.  
 Christenverfolgungen, S. 100ff.  
 Constitutio Antoniniana, S. 113f.  
  
 Demosthenes, die politische Geschichte des 4. Jhd. bei –, S. 14ff.  
*διαλέγεσθαι* und verwandte Begriffe, Bedeutung vor Platon, S. 152f.  
*διαλέγεσθαι* und verwandte Begriffe, Bedeutung bei Platon, S. 153ff.  
 Dies, Geschlecht von – im Spätlatein, S. 123ff.  
 Dio Cassius 72, 20, 2, S. 179  
 Diodor, die politische Geschichte des 4. Jhd. bei –, S. 14ff.  
 Diodor 14, 110, S. 26ff.  
  
*ἐπιβάλλον*, die Formel –, S. 33f.  
*ἐπίδηλος*, die Formel –, S. 40  
*ἔργα ἐκόντα, ἄκοντα*, die Formeln –, S. 40  
 Erotikoi Logoi, S. 169ff.  
     als Literaturgattung, S. 171ff.  
     Verhältnis der prosaischen – zu den poetischen –, S. 174ff.  
  
 Erotikoi Logoi  
     Beschreibung des Eros als *μανία* in den –, S. 175ff.  
     Verlorene –, S. 177  
 Friedensverhandlungen zwischen den Griechen und Persien im 4. Jhd., ihre Terminologie, S. 14ff.  
 Verhandlungen von 392 v. Chr., S. 17ff.  
     von 386 v. Chr., S. 20ff.  
     von 374 v. Chr., S. 29  
     von 371 v. Chr., S. 29  
     von 367 v. Chr., S. 29  
     von 367/6 v. Chr., S. 29  
     von 362 v. Chr., S. 30  
 Felicio Augusto, melior Traiano! S. 179f.  
  
 Gnostiker, Plotin und die –, S. 217ff.  
*τὸ αἰδοῦν*, die Formel –, S. 35f.  
*τὸ εὐρίσκον*, die Formel –, S. 34f.  
  
 Horaz und Kallimachos, S. 69ff.  
 Horaz, Exklusivität und Formkultur, S. 70ff.  
 Horaz, Verhältnis zur Philosophie, S. 74ff.  
 Horaz, Carm. II. 16, 37, S. 75  
     III. 1, S. 70  
     IV. 2, S. 72f.  
     IV. 15, S. 72  
 Horaz, Epist. II. 2, 120f., S. 74  
 Horaz, Sermon. I. 4, 11, S. 72  
     II. 6, 14f., S. 72  
 Institutum Neronianum gegen die Christen, S. 101  
  
 Isokrates, die politische Geschichte des 4. Jhd. bei –, S. 16ff.  
 Iustinus VI. 6, 1ff., S. 25f.  
  
 Kaiserkult, S. 101ff.  
 Kanzeisprache, die griechische, S. 44ff.  
 Karneades, S. 60ff.  
*καθήκον*, die Formel –, S. 38f.  
*κοινὴ εἰρήνη*, der politische Begriff –, S. 13ff.  
 Kritios, die Gruppe der Tyrannenmörder des – und Nesiotes, S. 191ff.  
 Kunst, Primitivismus und Klassik in der griechischen Kunst, S. 181ff.  
     Unterschied des Archaischen und Klassischen, S. 181ff.  
     Neuerungen der archaischen Kunst gegenüber der primitiven, S. 183ff.  
     Befreiung zur klassischen Kunst, S. 185ff.



*λαχὸν μέρος*, die Formel –, S. 36ff.  
Lysias, Erotikos, S. 170ff.

Neue Akademie, Geschichte, S. 47ff.  
Numenios von Apameia, S. 216f.

Pallium und toga, S. 107ff.  
Panaitios von Rhodos, S. 62  
Partizipialgebrauch im Griechischen, ver-  
schobener –, S. 31ff.

*τὰ περιέχοντα*, die Formel –, S. 39f.

Philon von Larisa, S. 62f.

Platon, der Begriff *διαλέγεσθαι* und Ver-  
wandtes bei –, S. 152ff.

Platon, die Dialektik im Politikos 286 Bff.,  
S. 164

im Staate, S. 162ff.

Platon, die Gesprächsform im Gorgias,  
S. 157f.

im Protagoras, S. 155ff.

Platon, die Reden im Symposion, S. 169ff.  
Platon, Verhältnis von Theoria und Praxis,  
S. 210ff.

Platon, Apologie 21 A ff., S. 54

Parmenides 131 A ff., S. 93f.

Timaios 35 A, S. 94

Plotin, Philosophie, S. 87ff., 209ff.

Parmenidesinterpretation, S. 87ff.

die drei Hypostasen, S. 87ff.

Vereinigung der Seele mit dem Einen,  
S. 95f.

das Eine, S. 97f.

Stellung zur Tradition, S. 214ff.

gegen die Gnostiker, S. 217ff.

Begriff der Seele, S. 219ff.

die Seele und das Schöne, S. 222f.

die Seele und das Eine, S. 223f.

*προμήθεσαι*, das Wort –, S. 229f.

*προσῆκον*, die Formel –, S. 38f.

Pyrrhon Elis, S. 57f.

Rubico, Lokalisierung, S. 258ff.

Identität mit dem Rubicone Cesenate,  
S. 260ff.

Festlegung des Laufes, S. 263ff.

Veränderungen in historischer Zeit,  
S. 267ff.

Sibyllinische Bücher auf einem Münzbild des  
Augustus, S. 203f.

Sprachen des Altertums, Entwicklung der  
Ausdrucksfähigkeit, S. 234ff.

Genauigkeit im sprachlichen Ausdruck,  
S. 237ff.

Verzweigung der Gedankenform,  
S. 252ff.

Sprachen des Altertums, Entwicklung der  
Ausdrucksfähigkeit

Gedränktheit des Ausdrucks, S. 255ff.

Stoa, Erkenntnislehre, S. 49ff.

Polemik gegen Arkesilaos, S. 58ff.

Verhältnis zu Theoria und Praxis,  
S. 213f.

Sueton vita Augusti 31, 1, S. 205ff.

*συνειδός*, die Formel –, S. 39

Tertullian, de Pallio, S. 103ff.

rhetorisches Genus, S. 112

Stil, S. 104f.

Verhältnis zu den andern Schriften Ter-  
tullians, S. 112f.

Zweck, S. 108f.

Verhältnis zur Constitutio Antoniniana,  
S. 113f.

Tullius Cicero, Schüler Philons, S. 54f.

Tusculanen, S. 63f.

Tyrannenmörder, Gruppe, S. 189ff.

Vegetius mulomed. III. 13, 4, S. 231ff.

Verbalgebrauch im Griechischen, unpersön-  
licher, S. 43f.

Vergil, Georgica II, 9–13, S. 77f.

II, 22, S. 78f.

II, 23ff., S. 80

II, 126f., S. 80f.

II, 299–302, S. 81ff.

II, 302, S. 83f.

II, 317f., S. 84

II, 390f., S. 84

II, 431, S. 84f.

II, 467–474, S. 85f.

Verwandschaftsnamen, indogermanische,  
S. 115ff.

Verwandschaftsnamen und Struktur  
der Familie, S. 115ff.

Namen der Vettern, S. 117f.

Namen des Großvaters, S. 118ff.

Vater Himmel, S. 121f.

Wortbildungssuffixe im Latein, Gruppie-  
rung und Funktionen, S. 129ff.

Schwierigkeiten der Funktionsbestim-  
mung, S. 130ff.

System der Ableitungssuffixe, S. 134ff.

Tabelle der Ableitungssuffixe, S. 146f.

Xenophon, Hellenika, die politische Ge-  
schichte des 4. Jhd. in –, S. 14ff.

Hellenika V. 1, 25ff., S. 21f.

Zenon von Elea, S. 165ff.

*Mit dem vorliegenden Hefte beginnt die Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft ihr Erscheinen. Als wir vor einem Jahre den Plan dazu faßten, gingen wir von der Tatsache aus, daß die Entwicklung des neuen Weltkrieges die kulturelle und wissenschaftliche Arbeit in den vom Kriege betroffenen Ländern immer schwerer in Mitleidenschaft zu ziehen begann, und daß auch die Schweiz von diesen Folgen des totalen Krieges nicht verschont blieb. Vor allem die ausländischen Fachorgane, in denen wir schweizerischen Altertumswissenschaftler unbeschränktes Gastrecht genossen, waren durch den Fortgang der Ereignisse mehr und mehr gefährdet. Damit die wissenschaftliche Arbeit in der Schweiz selber nicht darunter litte, entschlossen wir uns, für Abhilfe zu sorgen und aus eigenen Kräften Ersatz für das zu schaffen, was uns das bedrängte Ausland nicht mehr zu bieten vermochte. Zugleich hofften wir, damit unsern Kollegen aus dem Ausland, auf die wir immer angewiesen sein werden, später den Weg zur Friedensarbeit zurück erleichtern zu können und so in einen noch fruchtbareren Kontakt mit ihnen zu kommen, als es bisher der Fall war.*

*Inzwischen ist ein weiteres Kriegsjahr vergangen. Die Not des Auslandes ist nur noch größer geworden, und auch die Aufgabe unserer Altertumswissenschaft ist gewachsen. Heute steht die wissenschaftliche Tradition Europas überhaupt auf dem Spiele. Die Reihen derer, die noch in verhältnismäßiger Ruhe arbeiten können, werden immer dünner. Die Universitäten und Bibliotheken, die Stätten und Instrumente der wissenschaftlichen Arbeit werden vernichtet. Und nicht nur dies: Jetzt mehr als je ist es notwendig, sich an das einzige Band zu erinnern, das das Abendland zusammenhält und ihm eine unzerstörbare Würde verleiht, den gemeinsamen Ursprung aus dem Geiste der Antike. Darum ist das Studium des Altertums nicht nur eine besonders ehrwürdige wissenschaftliche Tradition, die wir, was an uns liegt, behüten wollen. Es ist auch der Umgang mit dem kostbarsten geistigen Besitze des Abendlandes, der unter allen Umständen gerettet werden muß.*

*So hoffen wir, daß unser Unternehmen sich in dieser Stunde selbst rechtfertigt. Wir hoffen aber auch, daß das Museum darüber hinaus zu einem dauernden Beitrag der Schweiz an das Gesamtwerk der Altertumswissenschaft werde. Es ergeht darum noch einmal an alle Altertumswissenschaftler und Freunde der Antike in der Schweiz die Einladung, uns durch ihre Mitarbeit und ihr aktives Interesse zu helfen, damit das Museum Helveticum seine Aufgabe zu erfüllen vermöge. Wir sind es unserer eigenen wissenschaftlichen Tradition wie auch dem zuschauenden Auslande schuldig zu zeigen, daß wir uns unserer Pflicht der europäischen Wissenschaft gegenüber bewußt sind und daß unsere Arbeit auch unter schwierigen Verhältnissen voranschreitet.*



Avec le présent cahier commence à paraître la Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique. Lorsque en Janvier 1943, philologues et historiens de l'antiquité de toutes les universités suisses, nous discutâmes de ce projet, nous partîmes du fait que le développement de la nouvelle guerre mondiale entravait de plus en plus le travail spirituel et scientifique dans les pays atteints par la guerre et que la Suisse, elle aussi aurait à souffrir des conséquences de la guerre totale. En particulier les revues de l'étranger qui offraient à nos travaux une hospitalité sans limites, se trouvaient placées dans des conditions de plus en plus précaires.

Or, il importait que l'activité scientifique en Suisse ne fût pas de ce fait diminuée. Nous décidâmes donc de faire face résolument à ces difficultés et de remplacer par nos propres moyens ce que l'étranger n'était plus à même de nous donner. Par la même, nous espérons pouvoir faciliter à nos collègues de l'étranger, dont la science et les œuvres nous restent indispensables, le retour aux travaux de la paix, en nouant ainsi avec eux des relations encore plus étroites que par le passé. Depuis notre réunion une année encore de guerre a passé. La souffrance des pays étrangers n'a cessé de croître. Plus importante est devenue en même temps la tâche de la philologie classique. Aujourd'hui c'est toute la tradition scientifique de l'Europe qui est en péril. Le groupe de ceux qui peuvent encore travailler dans une paix relative est toujours plus petit. Les universités et les bibliothèques, lieux et instruments du travail scientifique, sont détruites. En outre, en effet, maintenant plus que jamais, il est nécessaire de se souvenir du lien irremplaçable qui unit les pays de l'occident et leur confère une dignité intangible: leur commune participation à l'esprit de l'antiquité classique. Pour cette raison, l'étude de l'antiquité classique n'est pas seulement une tradition scientifique particulièrement respectable et que nous voulons défendre, quant à nous, de toutes nos forces. Elle est aussi le contact avec le trésor spirituel le plus précieux de l'occident qui doit être sauvé à tout prix.

Nous espérons donc que notre entreprise se justifiera en ce moment d'elle-même. Mais nous espérons aussi que le Museum Helveticum deviendra une contribution durable de la Suisse à l'œuvre commune de la connaissance de l'antiquité classique. Nous invitons donc encore une fois tous les philologues et historiens de l'antiquité ainsi que tous les amis des études classiques en Suisse à bien vouloir nous aider par leur collaboration et leur intérêt actif afin que le Museum Helveticum puisse accomplir sa tâche. Notre tradition scientifique et notre réputation à l'étranger nous font une obligation de montrer que nous comprenons notre devoir en cette heure tragique pour la science occidentale et que notre travail avance en dépit de toutes les difficultés.

## † Eduard Schwyzer

Von *Albert Debrunner*

Zum sechstenmal in fünf Jahren betrauert die Schweiz einen hervorragenden Sprachwissenschaftler: den drei Baslern Jacob Wackernagel († 22. Mai 1938), Andreas Heusler († 28. Februar 1940) und Rudolf Thurneysen († 9. August 1940), dem Luzerner Renward Brandstetter († 19. April 1942) und dem Westschweizer Louis Gauchat († 22. August 1942) ist am 3. Mai 1943 der Zürcher Eduard Schwyzer gefolgt.

Eduard Schwyzer wurde am 15. Februar 1874 in seiner Heimatstadt Zürich als Sohn eines Kupferschmieds geboren, besuchte daselbst die Volksschule und das Gymnasium und erwarb sich dort im Herbst 1892 das Reifezeugnis, «um mich», wie die Vita seiner Dissertation sagt, «dem Studium der klassischen Philologie und, aufs lebhafteste angezogen durch den unvergeßlichen Verkehr mit meinem hochverehrten Lehrer<sup>1)</sup> *Heinrich Schweizer-Sidler*, der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft zu widmen». Hier ist vom Anfang seiner Studien an die Linie vorgezeichnet, der er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist: auf der klassischen Philologie baut sich die indogermanische Sprachwissenschaft auf. Die ersten vier Studiensemester verbrachte er in Zürich vor allem unter der Leitung von Schweizer-Sidler (1815–1894) und dessen Schüler und Nachfolger Adolf Kaegi (1849–1923), dem weltbekannten Verfasser der griechischen Schulbücher, der aber auch ein guter Kenner des Rigveda war und seine klassischen Philologen unbarmherzig einige Semester in die Zucht des Sanskrit nahm. So vorbereitet, brachte dann Schwyzer zwei Semester in Leipzig zu wo (1894/95), damals Karl Brugmann, August Leskien, Eduard Sievers und Ernst Windisch als Führer der Indogermanistik nicht nur Deutschlands, sondern der Welt wirkten. Nach der Rückkehr nach Zürich bearbeitete er die Preisaufgabe der philosophischen Fakultät: «Grammatik der pergamenischen Inschriften» und erhielt dafür am 29. April 1897 den Hauptpreis. Einige Monate später bestand er die zürcherische Gymnasiallehrerprüfung und das Doktorexamen. Als Dissertation diente die genannte Preisarbeit (erschieden 1898). Sie geht noch unter dem Namen Schweizer; bald nachher schloß er sich denjenigen seiner Sippengenossen an, die 1891 die bis ins 18. Jahrhundert üblich gewesene Schreibung Schwyzer offiziell wieder aufgenommen hatten. Die Familie stammte von einem Hans Baumgartner ab, der aus Arth im Kanton Schwyz nach Zürich kam und dort 1401 eingebürgert wurde; nach der Familientradition stammte dieser von dem aus der Tellgeschichte bekannten Baumgartner von Alzellen ab.

---

<sup>1)</sup> Er hätte hinzufügen können: «und Groöheim.»



Nach kurzer Lehrtätigkeit an der Kantonsschule in Solothurn trat Schwyzer 1898 als Redaktor in die Arbeit am schweizerdeutschen Mundartenwörterbuch («Schweizerisches Idiotikon») ein; daneben unterrichtete er noch bis 1907 am kantonalen Gymnasium und an der Töchterschule. 1902 habilitierte er sich an der heimischen Universität; 1909 wurde er dort zum außerordentlichen, 1912 zum ordentlichen Professor (als Nachfolger Kaegis, der aus Gesundheitsrücksichten vorzeitig zurückgetreten war) ernannt. Mittlerweile hatte er auch mit Hedwig Bebié einen eigenen Hausstand gegründet; drei Söhne sind dieser Ehe entsprossen.

Mit zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hatte sich Schwyzer bald in die vorderste Reihe der Indogermanisten des deutschen Sprachgebietes gestellt, und schon lange waren die Blicke der reichsdeutschen Universitäten auf ihn gefallen. Aber man wußte, daß er immer noch am Idiotikon tätig war, und glaubte, er sei mit diesem, mit seiner Heimatstadt und mit dem schweizerischen Heimatland so verwachsen, daß eine Berufung ins Ausland erfolglos sei. Als ihn schließlich doch 1927 Preußen auf den Bonner Lehrstuhl für Indogermanistik berief, war die Ursache mehr der Wunsch, ihm diese Ehrung zuteil werden zu lassen, als die Hoffnung, ihn wirklich zu gewinnen, und in der Tat lehnte er zuerst ab, gab dann aber einem zweiten Versuch doch gern nach. Den Ausschlag gab sicher die Gewißheit, in Bonn sich endlich viel mehr der wissenschaftlichen Forschung hingeben zu können und vor allem die starke Einspannung in die stark büromäßige Idiotikonarbeit und in verschiedene zeitraubende Kommissionen los zu werden. Wohl erkennt er später dankbar an: «die eindringliche Beschäftigung mit lebendigem und erlebtem Sprachstoff unter der straffen Führung *Albert Bachmanns* war auch methodisch eine unvergleichliche Schulung» (Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wiss. 1937, S. CVI); aber an derselben Stelle spricht er auch davon, daß diese Arbeit mehr als ein Vierteljahrhundert viel von seiner Zeit und Kraft beansprucht hat. Schade, daß das Idiotikon bei den einzelnen Artikeln die Bearbeiter nicht nennt; sonst würde Schwyzers Mitwirkung ganz anders zur Geltung kommen.

In Bonn lebte sich aber Schwyzer erstaunlich rasch in die neuen Verhältnisse ein und ebenso fünf Jahre später in Berlin, wohin er auf den Lehrstuhl Wilhelm Schulzes berufen wurde und wo er 1937 dessen Platz in der Preußischen Akademie der Wissenschaften erhielt. Von sonstigen wissenschaftlichen Ehrungen wurde ihm auch die Ehrenmitgliedschaft der wissenschaftlichen Gesellschaft in Athen, die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Athen und der Dr. h. c. der Universität Athen zuteil.

Die Emeritierung erfolgte auf den Frühling 1939. Da aber noch kein Nachfolger berufen war und bei Kriegsbeginn die Emeritierungen überhaupt eingestellt wurden, blieb Schwyzer noch weiterhin im Amt; er mußte sogar zeitweise außerdem den militärisch beanspruchten Indologen vertreten. Im Frühjahr 1943 mußte er sich einer Operation unterziehen; nachdem sie erfolgreich verlaufen war und die Genesung gesichert schien, raffte ihn, der nie etwas von Krankheit gewußt hatte, eine tückische Embolie in wenigen Tagen dahin.



Die wissenschaftliche Bedeutung seiner Leistungen, die ihn schließlich zu dieser Höhe internationaler Anerkennung geführt haben, ist schon in der Dissertation deutlich zu erkennen. Bei den deutschen Ausgrabungen in Pergamon im westlichen Kleinasien kamen neben dem berühmten riesigen Altar mit dem Gigantenkampf auch viele Inschriften zutage. Da Pergamon vor allem seit der Zeit Alexanders des Großen eine große Rolle gespielt hat, gehören die Inschriften zum allergrößten Teil der hellenistischen Zeit an. Die Veröffentlichung der Inschriften durch Max Fränkel (1890 und 1895) bot zum ersten Male eine große, geographisch geschlossene, über mehrere Jahrhunderte verteilte Gruppe inschriftlichen Materials für die Erforschung der nachklassischen griechischen Sprache (der gemeingriechischen Sprache oder Koine). Das ist die Grundlage von Schwyzers «Grammatik der Pergamenischen Inschriften», die den Untertitel trägt: «Beiträge zur Laut- und Flexionslehre der gemeingriechischen Sprache». Heute, wo wir eine ganze Menge guter ähnlicher Arbeiten über Inschriften, Papyri und Schriftsteller der Koine besitzen, vergessen wir allzuleicht, daß Schwyzers Arbeit dafür erst das Muster geschaffen hat und daß Albert Thumbs Buch «Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der KOINH», das alle Koine-Probleme grundsätzlich und wegleitend behandelt<sup>2)</sup>, erst drei Jahre später erschienen ist. Auch Schwyzers Werk enthält schon in der Einleitung ein Kapitel: «Begriff, Umfang und Entwicklung der *κοινή*» (S. 18–33) und am Schluß einen Rückblick: «Charakteristik der einzelnen Inschriftengruppen» (S. 193–200) und «Charakteristik der Volkssprache» (S. 201f.). Schwyzer verbindet schon in dieser Erstlingsarbeit die zwei Eigenschaften, die ihn auch später charakterisieren: absolute Zuverlässigkeit in der Stoffsammlung und weitblickende Auswertung. Es ist keine Dissertation eines Anfängers, sondern die reife Leistung eines Kenners, ein Pionierstück der Koine-Forschung.

Es war die logische Fortsetzung dieser Arbeit, daß gleich nachher die dritte Auflage der «Grammatik der attischen Inschriften» des früh verstorbenen Solothurner Gymnasiallehrers Konrad Meisterhans (1858–1894) Schwyzer anvertraut wurde. Die Koine beruht in der Hauptsache auf dem attischen Dialekt, wie er in Attika gesprochen und in der attischen Literatur gepflegt wurde; aber sie weicht doch in manchem vom Attischen ab, indem einerseits die andern Mundarten bei der Bildung einer gemeingriechischen Umgangs- und Schriftsprache ihren Einfluß geltend machten, andererseits die nachklassische Sprache selber sich weiterentwickelte, vor allem durch starke Umgestaltung des Lautsystems und des Formenbaus. Um nun den attischen Einschlag in der Koine sicher abzugrenzen, war eine genaue Erfassung des Attischen nötig, und dazu war in erster Linie die Feststellung des grammatischen Bestandes der gerade damals immer zahlreicher zutage tretenden

<sup>2)</sup> In einem Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern (Jahrg. 4, 1901, Bd. 7, 233–248) unternimmt Schwyzer einen «Gang durch das neue Buch von Thumb», erkennt die «klare Entwicklung der hauptsächlichsten Gesichtspunkte» und «manche fördernde Bemerkungen im einzelnen» an und kommt zu dem bezeichnenden Schluß: «Der Anregungen sind freilich nun vorläufig genug, es ist Zeit, daß die Thatsachen noch mehr zum Wort kommen.»



und in Veröffentlichungen zugänglich werdenden attischen Inschriften nötig; denn die Inschriften bieten gegenüber der handschriftlich überlieferten Literatur den gewaltigen Vorteil dar, daß sie authentische zeitgenössische Zeugnisse und nicht durch die zahlreichen Fehlermöglichkeiten der Abschreiber hindurchgegangen sind. Schwyzer hatte 12 Jahre nachzuarbeiten. Wie ernst er es mit der Ergänzung nahm, zeigt die schlichte Bemerkung der Vorrede: «Endlich blieb auch eine selbständige Durchsicht des CIA.» (*Corpus inscriptionum Atticarum*) «nicht ohne Ergebnis.» Die Neuauflage erschien 1900 in Berlin. Sie zeigt eine Erweiterung von 237 auf 288 Seiten und ist bis heute nicht ersetzt worden<sup>3)</sup>.

Und sofort trat eine neue Aufgabe an Schwyzer heran: die kommentierte Ausgabe der *Germania* des Tacitus, die sein verehrter Lehrer Schweizer-Sidler von 1871 bis 1890 fünfmal herausgebracht hatte, mußte neu aufgelegt werden. Hier war aber dem Bearbeiter mehr als bei einer Grammatik Gelegenheit gegeben, eigene Wege einzuschlagen. So gab die 6. Auflage (Halle 1902) den Kommentar in neuer Form, fügte auch einen bibliographischen Anhang hinzu; die 7. von 1912 gab noch sechs Abbildungen und eine Karte bei, und die 8. von 1923 außer sonstigen Erweiterungen einen höchst erwünschten dritten Anhang: «Ausgewählte, besonders kulturgeschichtliche Stellen über Germanien und die Germanen aus andern antiken Quellen» (S. 139–164). So kann das Vorwort der 8. Auflage mit Recht sagen: «Schon die erste Bearbeitung meiner Hand war allerdings alles eher als ein pietätvoller Neudruck; für die dritte muß ich die Verantwortung allein übernehmen.» Der äußere Ausdruck dieser Umgestaltungen ist der Umfang: die 5. Auflage zählt 105 Seiten, die 6. 104, die 8. 164.

Von größern Arbeiten folgt nun die Reihe der Berichte über griechische Sprachwissenschaft in Bursians Jahresberichten: Bd. 120 (1904) 1–152 über die Jahre 1890–1903; Bd. 149 (1910) 204–255 über 1904–1908; Bd. 201 (1924) über 1909 bis 1924. Die für solche Bibliographien nötigen Eigenschaften besaß Schwyzer in hohem Maß: sorgfältiges, entsagungsvolles Zusammentragen des Vorhandenen, unbestechliches Urteil, kurze und klare Zusammenfassung des Wesentlichen. Von 1907/08 bis 1927 lieferte er auch die Bibliographie für den Abschnitt «Indogermanische Sprachwissenschaft» in den *Idg. Forsch.* (Bd. 22, 24, 27), dann im *Idg. Jahrbuch* (Bd. 1–11).

Die nächste große Arbeit ist den griechischen Dialekten gewidmet: *Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora*, Leipzig 1923. Schon 1910 hatte ihn Brugmann ermuntert, den «*Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium*»<sup>4)</sup> des besonders als Homerforscher den Philologen rühmlichst bekannten Paul Cauer zu erneuern. Auch hier ist aus der Bearbeitung ein neues Werk geworden; die Zahl der Inschriften ist von 557 auf 814 erhöht, und abgesehen von den äußerst knappen Anmerkungen dienen dem Verständnis neue

<sup>3)</sup> Einige Kapitel sind breiter behandelt in der Basler Dissertation von W. Lademann, *De titulis Atticis quaestiones orthographicae et grammaticae*. 1915. 138 Seiten.

<sup>4)</sup> 1. Auflage 1879, 2. 1883.



Beigaben: Proben älterer attischer Inschriften (auch das Attische war ja ein Dialekt!), einige vulgär- und barbarohellenistische Inschriften, Äußerungen antiker Autoren über griechische Dialekte und barbarische Nachbarsprachen (S. 389–402!), einige ungriechische mit griechischen Schriftzeichen geschriebene Inschriften, ein vor allem grammatischer «Index Latinus» (S. 458–460) und ein hochwillkommenes Verzeichnis der wichtigsten griechischen Wörter und Namen (S. 411–458). Selbstverständlich sind die Inschriften alle in allen Einzelheiten durchgearbeitet, so daß die Ausgabe und Erläuterung bei den unzähligen Schwierigkeiten dieser Funde eine selbständige Recensio darstellen.

Schon vor der Vollendung dieses Buchs hatte Schwyzer – es muß ums Neujahr 1922 gewesen sein – ein Werk übernommen, das sein Hauptwerk werden sollte, obschon es ihm leider nicht vergönnt war, es zu Ende zu führen: die Neubearbeitung der griechischen Grammatik in Iwan v. Müllers Handbuch. Die Aufgabe, die ihm damit gestellt war, war eine doppelte. Einmal mußte die führende Stellung, die das Werk vom ersten Erscheinen an (1885) (der Verfasser war kein Geringerer als Karl Brugmann) bis zur letzten, von Albert Thumb besorgten, vierten Auflage (1913) unbestritten behauptet hatte, gewahrt werden. Sodann war besser zu berücksichtigen, daß das «Handbuch der Altertumswissenschaft», in dessen Rahmen das Werk stand, in erster Linie für klassische Philologen bestimmt war; Brugmanns trockene Sachlichkeit und seine häufigen Hinweise auf indogermanische Sprachen außerhalb der klassischen hatten den Philologen den Zugang etwas erschwert, und Thumb hatte zwar die Koine und damit die innergriechische Sprachgeschichte stärker zur Geltung gebracht, aber sonst an der gesamten Art des Werks nichts geändert. Schwyzer, der auch sonst Neubearbeitungen immer als selbständige Aufgaben aufgefaßt hatte, war auch hier der rechte Mann. Er hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Auch als er durch die Übersiedlung nach Bonn für die Forschungsarbeit Zeit gewonnen hatte, vergingen noch sieben Jahre, bis die erste Lieferung der griechischen Grammatik erschien (Allgemeiner Teil und Lautlehre, München 1934), und die Vollendung der zweiten Lieferung (Wortbildung und Flexion, 1939) erforderte weitere fünf Jahre. Der stattliche Band von 842 Seiten, der nun den Titel trägt: «Griechische Grammatik auf der Grundlage von Karl Brugmanns Griechischer Grammatik von Ed. Schw.» und den ersten 413 Seiten der vierten Auflage entspricht, stellt auch innerlich seine Vorgänger völlig in den Schatten. Am stärksten ist die Einleitung ausgebaut (von 26 auf 165 Seiten!). Der Abschnitt «Sprachtheoretisches und Methodologisches» (S. 11–28) ist in knappster Form eine erstaunlich reichhaltige Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft, die «Äußere Geschichte der griechischen Sprache» (S. 45–137) führt von der indogermanischen Grundsprache bis in die Gegenwart, und ganz neu ist der Einbau der Beziehungen des Griechischen zu andern Sprachen («Die Nebenüberlieferung des Griechischen» [S. 150–165]). Die Lautlehre hat durch einen besondern sprachpsychologischen Abschnitt (S. 234–289) außerordentlich gewonnen, und die praktische Erschwerung des Auffindens der einzelnen Laut-

erscheinungen durch ein völlig ungewohntes (aber sachlich durchaus berechtigtes) System wird durch die schmerzlich vermißten Register, die der zweite Band bringen soll, behoben werden. Die Arbeit an diesem Syntaxband ist leider durch die Zeitumstände, die Schwyzer den Ruhestand vorenthielten, stark gehemmt worden, und so hat ihm der Tod die Feder vorzeitig aus der Hand genommen. Doch war der Band schon so weit vorgeschritten (Schwyzer hoffte, 1943 durch die Drangabe der geliebten Heimatferien dem Ende nahe zu kommen), daß die Fertigstellung des Manuskripts bis zum Frühjahr 1944 erhofft werden kann.

Es mag auffallen und bedauert werden, daß Schwyzer abgesehen von seiner Dissertation in allen größern Werken nur Bearbeiter war. Es ist aber schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß er auch in den Neuauflagen so viel als möglich Eigenes gegeben hat, so daß sie doch selbständige Gestaltungen geworden sind (außer der Grammatik der attischen Inschriften, wo der Stoff und der Zweck den Rahmen vorschrieben). Freilich hätte sich nicht jeder zu solchen Bearbeitungen hergegeben und geeignet. Schwyzer war der rechte Mann dazu: er hatte die Fähigkeit zum gewissenhaften, ja oft asketischen Aufräumen großer Gesamtgebiete und zum bescheidenen Verzicht auf den Anspruch, immer und überall originell zu sein. Daß er aber ebensogut auch selbständige Forscherarbeit im Neuland treiben konnte, das hat er durch eine Fülle von Aufsätzen reichlich bewiesen. Es können hier natürlich nur einige wenige erwähnt werden.

Den Hauptanteil hat das Griechische in seinem ganzen Umfang von den ältesten Zeiten bis heute. Ich hebe einige besonders treffende Etymologien heraus: *λαγώς* (*λαγωός*) «Hase» ist «Schlapp-ohr» (zu *λαγ-αρός* «schlaff» und *οῖς*; KZ 37, 1904, 146f.); *γεννᾶν γενναῖος* sind Ableitungen aus *γενεά* und zeigen attischen Wandel von *ve* vor Vokal zu *vv* entsprechend dem *ρε>ρο* in *βορρᾶς* und *στερρός*, Glotta 5, 1913, 195f.; *μέλισσα* «Biene» ist die Honigleckerin (\**μελι-λιχια*; ebenda 6, 1914, 84–86); der alten Herleitung des aus Horaz bekannten *μαλόβαθρον* (*μαλάβαθρον*) aus dem indischen *tamāla-pattra* «Blatt des Tamālabaaums» setzt Schwyzer die Krone auf, indem er die Ablösung von *ta-* als «Deglutination» des (scheinbaren) griechischen Artikels erklärt (Neue Jahrb. Jahrg. 25, 1922, Bd. 49, 458–460); att. *ῥδος* «Essig» zu *ῥδός* «süß» ist «Deckwort» für das sonst übliche *ὄξος* zu *ὄξός* «scharf, stechend» und hat eine Parallele im neugriechischen *γλυκάδι* «Essig» zu *γλυκός* «süß» (Festschrift P. Kretschmer, 1926, 244f.); das von G. Rohlfs als alter Dorismus nachgewiesene unteritalienisch-griechische *ρασίδα* «angebauter Landstreifen am Fluß» gibt das richtige Verständnis für *ῥᾶσος* in den Tafeln aus dem unteritalienischen Heraklea und ist mit der Bedeutungsentwicklung von «Insel» zu «Flußbrand» eine Parallele zu neuprovenzalisch *isclo* (aus *insula*) und deutsch *Aue* (ursprünglich «Insel») (ebenda 245–247); *ῥός* *ῥός* stellt sich mit gotisch *smutrs* «klug» (eigentlich «mit Spürnase begabt», vgl. lat. *sagax*) zur Wurzel *snu-* «schnaufen, schnupern, schnupfen», zu der auch *ῥύμφη*, lat. *nūbere*, slav. *snub-* «freien» gehören kann (erklärbar aus der Sitte des beschnuppernden Verwandtenkusses) (ebenda S. 247–251); *ῥεανίας* läßt sich auf \**ῥε.φο-αν(ο)* – «der eben erst atmet, zu schnau-



fen beginnt» zurückführen (Mélanges E. Boisacq II, 1938, 231 ff.). Von der Koine hat Schwyzer schon von Anfang an die Linie ins Neugriechische weitergezogen. So vergleicht er z. B. «Neugriechische Syntax und altgriechische» (Neue Jahrb. Jahrg. 11, 1908, Bd. 21, 498–507) nach überraschenden Ähnlichkeiten und grundlegenden Umgestaltungen, und in dem Aufsatz «Dissimilatorische Geminatenauflösung als Folge von Übersteigerung zunächst im Neugriechischen und Spätaltgriechischen» (KZ 61, 1934, 222–252) erklärt er schlagend z. B. neugriechisch *ἔγνοια* «Sorge» (statt *ἐγνοια*), mundartliches *κότσυφος* «Amsel» statt *κόσσυφος*, den sogenannten «parasitären» Nasal in *Καμπαδοκία* (statt *Καππ-*, *ἐγγλησία* (statt *ἐκκλ-*) und manches andere aus dem Bestreben von Leuten, die in ihrer lebendigen Sprache keine Geminaten hatten, die für besser angesehenen Geminaten doch herauszubringen. Aus den Vorarbeiten für den Syntaxband der «Griechischen Grammatik» ist die Berliner Akademieabhandlung «Syntaktische Archaismen des Attischen» (1940, Nr. 7) erwachsen. Die meines Wissens letzte Veröffentlichung ist der Aufsatz «Zum sog. genitivus absolutus statt participium coniunctum im Griechischen» in der spanischen Zeitschrift *Emerita* (10, 1942, 98–104)<sup>5</sup>).

Das Lateinische hat Schwyzer in der Forschung weniger gepflegt; doch möchte ich auch da einige Rosinen herauspicken. Der Satz der altrömischen «lex regia»: *si hominem fulminibus occisit* «wenn es einen Menschen mit dem Blitz erschlägt» = «wenn der Blitz e. M. erschlägt» wird mit russischen Wendungen entsprechender Art verglichen (Rhein. Mus. 76, 1927, 433–439; dazu auch Idg. Forsch. 48, 1930, 276 ff.)<sup>6</sup>). Das lateinische *ōtium* «Muße» *neg-ōtium* «Un-muße, Geschäft» erklärt Schwyzer als «das Beschuhthein»: in einfachsten Verhältnissen werden die Schuhe nur bei besondern Gelegenheiten angezogen, nicht bei der Alltagsarbeit (Idg. Forsch. 45, 1927, 261 ff.). Das bei Claudius Mamertinus belegte *perdagatus* ist eine falsche Analogiebildung: *ind-āgātus* wurde als *in-dāgātus* aufgefaßt und nach dem Vorbild des Synonymenpaares *in-vestigātus per-vestigātus* ein *per-dāgātus* gebildet (Riv. indo-greco-it. 17, 1933, 91 f.).

Die iranischen Sprachen, denen sich Schwyzer noch in vorgerückten Jahren eifrig und tief eindringend zuwandte, stehen außerhalb des Interessenkreises dieser Zeitschrift, so daß ich mich hier mit dem Hinweis auf einen größeren Aufsatz begnüge, der in überraschender Weise eine Verbindung zwischen einem awestischen und einem byzantinischen Wort findet (Idg. Forsch. 49, 1931, 1–45): der byzantinische Münzname *ἄσπερον* stammt aus dem lateinischen *asper* «rauh» (die neuen Münzen waren rauh; *ἄσπερος* «weiß» von den zugleich rauhen und weißen neuen Silbermünzen); *aspərəna-* als Name einer Münze kommt im Awesta

<sup>5</sup>) Im September 1943 ist noch der Akademievortrag vom 30. April 1942 im Druck erschienen: «Zum persönlichen Agens beim Passiv, besonders im Griechischen». Abh. der Preuß. Ak. 1942, Nr. 10 (Berlin 1943). 79 S. 4°. Wie ich höre, ist der Vortrag «Zur Auffassung der Apposition» (s. u. S. 9) als Akademie-Abhandlung im Druck. – K.-N.

<sup>6</sup>) Die von Fr. Specht bestrittenen russischen Parallelen werden verteidigt von Erich Hofmann KZ 61 (1934) 209 ff.; vgl. auch O. Grunenthal, ebd. 63 (1936) 122.

nur in jungen Zusätzen des Vidēvdāt vor und ist daher wie das späthebräische *'spr* aus dem byzantinischen Griechischen entlehnt!

Sehr zahlreich sind in Schwyzers Arbeiten die Spuren der Idiotikonzeit; die breite und tiefe Kenntnis der deutschen Sprachgeschichte und insbesondere der schweizerdeutschen Mundarten verschaffte ihm manche feine etymologische Verbindung und manche schlagende Parallele zu andern Sprachen (auch in der «Griechischen Grammatik» finden sich solche beleuchtende Hinweise oft). Ich greife nur den Aufsatz «Ein indogermanischer Rest im schweizerdeutschen Wortschatz» (Streitberg-Festgabe, 1924, 344–350) heraus, in dem er das schweizerdeutsche (*v*)*ər'smā* «erstaunen, erschrecken» mit dem englischen *smile* «lächeln», dem griechischen *μειδᾶν*, dem altindischen *smáyate* «er lächelt» (vgl. *vi-smaya-* «das Erstaunen»), dem altslavischen *smijati se* «lachen» und dem lettischen *smiēt* «lachen» zusammenbringt (ein tocharischer Verwandter wird Idg. Forsch. 45, 265f. hinzugefügt).

Hat Schwyzer schon bei den Arbeiten über Einzelsprachen sehr oft die verwandten Sprachen herangezogen, so hat er auch einige Abhandlungen geschrieben, die eine bestimmte Spracherscheinung durch viele Sprachen hindurch verfolgen. Ich nenne hier: «Die Parenthese im engern und im weitern Sinne» (Abhandlungen der Preuß. Ak. 1939, Nr. 6; 46 S. 4<sup>o</sup>) und «Sprachliche Hypercharakterisierung» (ebenda 1941, Nr. 9; 27 S. 4<sup>o</sup>).

Wer die obigen kurzen Skizzierungen aufmerksam gelesen hat, wird beachten haben, daß bei den Etymologien Wörter mit volkscundlicher oder kulturgeschichtlicher Bedeutung stark hervortreten. Das ist in der Tat ein hervorstechender Zug in Schwyzers Forschung; auch dafür kam ihm zweifellos viel Anregung von der Beschäftigung mit den Schätzen des Idiotikonmaterials zu. Zwei prächtige Aufsätze gelten direkt dieser Verbindung von Wort- und Sachforschung: «Der Götter Knie – Abrahams Schoß. Sprach- und kulturgeschichtlicher Ausblick» (Antidoron J. Wackernagel, 1923, 283–293) und «Profaner und heiliger Gürtel im alten Iran» (Wörter und Sachen 12, 1929, 20–37. 302).

Nur selten und nur in seinen frühern Jahren hat sich Schwyzer mit Vorträgen oder Aufsätzen an einen weitem Hörerkreis gewendet. Er mußte konkreten Sprachstoff unter den Händen haben, den man nur genießen wollenden Hörern nicht bieten darf; das allgemeine Reden über Dinge, zu denen den Hörern meistens doch die Unterlagen fehlen, lag ihm nicht. Gedruckt ist die erste Antrittsvorlesung von Zürich: «Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung» (Berlin 1902). Sie behandelt nach einem kurzen Überblick über die Verbreitung des Altbabylonischen und Aramäischen die Geschichte der Entstehung, Ausbreitung, Umgestaltung und Wiedereindämmung der griechischen und lateinischen Gemeinsprachen in flüssiger und noch heute durchaus lesenswerter und nicht überholter Weise.

Ein akademischer Rathausvortrag in Zürich (1905) behandelte «Das Problem einer Universalsprache» (erschieden in Wetzikon–Zürich 1906), und zwar in



einer bemerkenswert fortschrittlichen Weise – bemerkenswert, wenn man daran denkt, daß bald nachher die führenden Leipziger Indogermanisten K. Brugmann und A. Leskien in einer Schrift «Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen» (Straßburg 1907) zu einer scharfen Ablehnung der «künstlichen Weltsprachen» gelangten. Schwyzer möchte «weder ... in das begeisterte Lob der Vorkämpfer der Idee einstimmen noch der Mißachtung Ausdruck geben, mit der ihr gerade in den Kreisen der Sprachforscher oft begegnet wird» (S. 1), und er kommt zum Schluß: «Die Einführung einer internationalen Hilfssprache für Handel und Technik, Fremdenverkehr und Wissenschaft ohne weitergehende Ansprüche liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit» (S. 15) – ein Standpunkt, den heute wohl die meisten Linguisten einnehmen.

Auch die zweite Zürcher Antrittsvorlesung, die dem Extraordinariat galt, ist gedruckt: «Sprache und Religion» in der Zeitschrift «Wissen und Leben» (6, 1910, 461–477). Sie stellt den Einfluß der Religion auf die Sprache und die Wichtigkeit der Religionswissenschaft für die Sprachgeschichte dar.

Für die «Festgabe zur Einweihung der Neubauten» der Universität Zürich (1914) hat Schwyzer einen Aufsatz über «Genealogische und kulturelle Sprachverwandtschaft» (Teil VI S. 133–146) beige-steuert, in dem er den mannigfaltigen kulturellen Beeinflussungen von Sprache zu Sprache nachgeht.

Merkwürdigerweise hat er auch an Kongressen selten Vorträge gehalten, obwohl er da auf fachkundige Zuhörer rechnen konnte. Die vier internationalen Linguistenkongresse hat er alle mitgemacht, aber nur in Rom (1933) gesprochen: «Zu den fakultativen Anlautkonsonanten des Griechischen» (vgl. Atti del III congr. intern. dei linguisti 237f.), und am fünften Kongreß in Brüssel (1939), der dem Kriegsausbruch zum Opfer fiel, wollte er «Zur Auffassung der Apposition» reden (vgl. Vme Congrès Internat. des Linguistes, Résumés des Communications S. 45f.).

Diese ganz unvollständige und sehr nüchterne Aufzählung von Arbeiten sollte eine Vorstellung geben von der Reichhaltigkeit der Veröffentlichungen Schwyzers. Immer wieder staunt man über die Weite seiner Kenntnisse nicht nur in seinen Lieblingssprachen, sondern bis in entlegene Sprachen hinein, nicht nur im Sprachlichen, sondern auch im Sachlichen. Dabei gerät er aber nie ins Uferlose und in die naive Freude am Zusammentragen von Stoffmassen; vielmehr reiht sich alles an klare Gedankengänge auf und fügt sich der formenden Hand. Hoffen wir, daß es gelingt, eine Sammlung der weniger leicht zugänglichen Schriften zu seinem Gedächtnis herauszugeben, da die Absicht, sie ihm zum 70. Geburtstag zu überreichen, durch den Tod vereitelt worden ist.

Das Bild Schwyzers wäre unvollständig, wenn nicht noch zum Schluß ein Wort über sein menschliches Wesen gesagt würde. Es muß aber kurz und zurückhaltend sein, sonst würde es seiner Art widersprechen. Auf der einen Seite war er ein unermüdlicher Schreibtischgelehrter; ohne seine bis in seine letzten Wochen ungebrochene Arbeitskraft, Arbeitslust und Arbeitstreue wäre die Leistung nicht

denkbar gewesen, vor der wir bewundernd stehen. Das hinderte aber nicht, daß er daneben nicht nur ein ausgezeichnete, ebenso nüchtern-klarer wie lebhaft-anregender Dozent, ein allzeit dienstwilliger und fröhlicher Kollege und Freund, ein heiterer und unterhaltsamer Gesellschafter und ein treuer Familienvater war. Er verband selbständige Eigenart mit größter Bescheidenheit; deshalb hat er sich nie einer «Schule» verschrieben und selber keine «Schule» begründet, und gerade dieser Art verdankt er das hohe Ansehen und die allgemeine Zuneigung der ganzen sprachwissenschaftlichen Welt und aller seiner Bekannten und Freunde, die nun mit dankbarem Gedenken um ihn trauern.



## Le traitement de l'histoire diplomatique dans la tradition littéraire du IV<sup>e</sup> siècle avant J.-C.

Par *Victor Martin*

Ces dernières années ont vu paraître de nombreuses études consacrées à l'histoire diplomatique du IV<sup>e</sup> siècle. Les sources historiques qui nous renseignent sur ce sujet ont été réexaminées avec beaucoup de diligence mais cette enquête a conduit ceux qui s'y sont livrés à des résultats assez divergents. Malgré les lumières obtenues sur certains points, on ne peut pas dire que la nature des actes diplomatiques conclus alors a été pleinement élucidée et que l'accord se soit définitivement établi p. ex. sur les rapports de la paix dite du Roi ou d'Antalcidas et de la *κοινή εἰρήνη* ni sur la nature, le contenu et la portée des traités ainsi dénommés. On discute encore pour savoir si ces deux noms désignent un seul acte ou des actes différents. Le dernier en date des érudits qui ont abordé ces problèmes, U. Wilcken, a proposé une théorie qui remet en question bien des points qu'on pouvait tenir pour acquis<sup>1</sup>). La notoriété de ce savant nous fait un devoir de soumettre ses vues à un examen approfondi; mais avant d'entreprendre cet examen et pour l'orienter, certaines observations préliminaires doivent être présentées.

Nous sommes convaincus que les divergences de vue qui se manifestent chez les historiens modernes à l'égard des faits en question ont leur source dans certaines particularités de la tradition antique qui nous en a conservé le souvenir.

A lire les études dont nous avons parlé, sans en excepter celle de Wilcken, il nous a paru que les phénomènes auxquels nous faisons allusion n'ont pas été jusqu'ici nettement perçus, ni leurs conséquences sérieusement envisagées. Il importe donc avant tout de les mettre en lumière. C'est là l'objet de la présente étude. Nous remettons à plus tard l'exposé des répercussions que nos observations pourront avoir sur les théories en cours. Pour le moment nous voudrions montrer que la tradition relative à l'histoire diplomatique du IV<sup>e</sup> siècle se divise au moins en deux branches possédant chacune son homogénéité et ses caractères constants, caractères découlant de l'attitude adoptée par les auteurs antiques à l'égard des formes diplomatiques si particulières que cette époque a mises en circulation. Avant d'utiliser une indication isolée de Xénophon, de Diodore ou de Plutarque, il est indispensable de prendre une vue d'ensemble de ces auteurs afin de découvrir de quelle manière ils se comportent à l'égard de la grande innovation diplomatique du IV<sup>e</sup> siècle, la *κοινή εἰρήνη*.

---

<sup>1</sup>) Abhandl. Preuß. Akad. 1941, No. 15: Über Entstehung und Zweck des Königsfriedens.

La tradition qui nous renseigne sur l'histoire diplomatique de la fin de la guerre du Péloponèse jusqu'à l'établissement de la suprématie macédonienne ne brille ni par son abondance ni par sa qualité. La grande figure de Thucydide ne fait que trop ressortir la médiocrité intellectuelle de son continuateur Xénophon. Nous allons en donner de nouvelles preuves. La compilation de Diodore, fort précieuse dans sa concision pour des raisons qui vont apparaître, double utilement les *Helléniques* jusqu'à la bataille de Mantinée où Xénophon s'arrête et reste depuis là notre seule narration historique suivie, si on ne tient pas compte de l'abrégé si bref de Trogue-Pompée dû à Justin, qui pourtant fournit au dossier quelques contributions non dépourvues de valeur. Les autres sources, à commencer par les orateurs, n'apportent que des lumières momentanées sur des points limités. C'est le cas de plusieurs des *Vies* de Plutarque: Agésilas, Pélolidas, Artaxerxès notamment et des fragments d'historiens disparus comme Philochore. Il en est de même des sources épigraphiques, heureusement assez abondantes quoique souvent fâcheusement mutilées. Leur mérite est de nous conserver des pièces diplomatiques officielles dans l'original et de permettre ainsi de fructueux contrôles.

Prise dans son ensemble, cette documentation, dans laquelle nous allons distinguer des catégories d'après les différences qu'on y découvre, offre ceci de particulier que la terminologie relative aux choses diplomatiques y présente une bigarrure déconcertante, et ce n'est pas dans les documents officiels qu'on la constate le moins. On en jugera d'après les spécimens ci-après de dénomination des paix négociées au cours de ce siècle. Les dates entre parenthèses sont celles du traité auquel il est fait allusion, autant qu'on peut le déterminer.

τὴν εἰρήνην καὶ τὴν φιλίαν καὶ τοὺς ὅρκους καὶ [τὰς οὖσας συνθήκας] ἃς ὤμοσεν βασιλεὺς[ς] καὶ ἱ Ἀθηναῖοι καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ἄλλοι Ἑλληνες, IG II<sup>2</sup>, 34 = Syll.<sup>3</sup> 142 (386).

τῇ βασιλείῳ εἰρήνῃ ἣν ἐποίησαντο Ἀθηναῖοι καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ἄλλοι Ἑλληνες, I G II<sup>2</sup> 103 = Syll.<sup>3</sup> 159 (371).

ἡ γενομένη εἰρήνη τοῖς Ἑλλήσι πρὸς Ἀρταξέρξην τὸν τῶν Περσῶν βασιλέα, Diod. XIV 117. 7, 8 (386).

ταῖς συνθήκαις... ταῖς γενομέναις μὲν πρὸς βασιλέα καὶ Λακεδαιμονίους, Isocr. *Paix* 16 (386).

πόλεις Ἑλληνίδας, ὧν βασιλεὺς... ἐν ταῖς συνθήκαις ἀπέστη τοῖς Ἑλλησιν, Démosth. *Liberté des Rhod.* XV 27 (386).

εἰσὶ συνθήκαι τοῖς Ἑλλήσι διτταὶ πρὸς βασιλέα, ἃς ἐποίησάτ' ἡ πόλις ἡ ἡμετέρα ἃς ἅπαντες ἐγκωμιάζουσι, καὶ μετὰ ταῦθ' ὕστερον Λακεδαιμόνιοι ταύτας ὧν δὴ κατηγοροῦσι, Dém. *id.* 29 (386).

τῇ πρὸς τὸν βασιλέα συνθήσει, Diod. XV 9. 4 (386).

τὰς σπονδὰς τὰς πρὸς βασιλέα, Dém. *Lib. Rhod.* (XV) 9 (386).

ὑπακοῦσαι ἣν βασιλεὺς εἰρήνην καταπέμποι, Xén. *Hell.* V 1. 30 (386).

τῇ εἰρήνῃ ἣν κατέπεμψε βασιλεὺς, Xén. *Hell.* V 1. 35 (386), VI 5. 1-3 (371).

τῆς ὑπὸ βασιλείῳ καταπεμφθείσης εἰρήνης, *id. ibid.* V 1. 36 (386).



ταῖς σπονδαῖς ὡς βασιλεὺς κατέπεμψε, id. *ibid.* VI 5. 2 (371).

τῇ εἰρήνῃ ἢ αὐτὸς (scil. ὁ βασιλεὺς) ἔλεγεν, id. *ibid.* V 1. 25 (386).

ἐτέρας ἀπὸ βασιλέως εἰρήνης, Philoch. ap. Didym. col. VII 63 (374).

τὰ ἀπὸ τοῦ βασιλέως καταπεμπόμενα εἰρηναῖα, Didym. 19 (344).

Ἀλκισθένην ἄρχοντα ἐφ' οὗ τὴν εἰρήνην Ἀθηναῖοι καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ βασιλεὺς ὤμοσαν, Den. Halic. *Lysias* 12 (371).

τὴν εἰρήνην τὴν ἐπ' Ἀνταλκίδου κατέπεμψεν ὁ βασιλεὺς, Philoch. ap. Didym. col. VII 17 (392).

τὴν εἰρήνην τὴν ἐπ' Ἀνταλκίδου γενομένην πρὸς βασιλέα Λαρεῖον (sic) Arrien, *Anab.* II 1. 5 (386).

τὴν εἰρήνην ἣν ἐπ' Ἀνταλκίδου Λαρεῖω (sic) συνέθεντο (scil. οἱ Τενέδιοι), id. *ibid.* 2. 2 (386).

τὰς κοινὰς συνθήκας τὰς ἐπ' Ἀνταλκίδου γενομένας συνεπιλαβομένου τοῦ Περσῶν βασιλέως, Diod. XV 19. 1 (386).

τῆς ἐπ' Ἀνταλκίδου εἰρήνης καλουμένης, Xén. *Hell.* V 1. 36 (386).

τὴν ἐπ' Ἀνταλκ[ίδου τοῦ Δ]άκ[ωνος κ]αταβᾶσ[α]ν [εἰρήν]ην, Philochore ap. Didym. VII 12 (386).

τὴν... εἰρήνην... τὴν ἐπ' Ἀνταλκίδου προσαγορευομένην, Plut. *Artax.* 21. 5 (386).

ἢ πρὸς Λακεδαιμονίους εἰρήνη... ἢ ἐπ' Ἀνταλκίδου, Démosth. c. *Lept.* (XX) 54 (386).

πέμπουσιν (οἱ Λακεδ.) Ἀνταλκίδαν πρὸς τὸν Τιρίβαζον προστάξαντες αὐτῷ... πειρᾶσθαι εἰρήνην τῇ πόλει ποιῆσθαι πρὸς βασιλέα, Xén. *Hell.* IV 8. 12 (392).

προϋπαρχούσης τοῖς Ἑλλήσι κοινῆς εἰρήνης τῆς ἐπὶ Ἀνταλκίδου, Diod. XV 5. 1 (386).

εἰρήνης περὶ κοινῆς τοῖς Ἑλλήσι, Andoc. *Paix* 24, cf. 17 (392).

κοινὴ εἰρήνη, Diod. XV 38. 1 (374), 45. 2 (374), 50. 4 (371), 51. 1 (371), 70. 2 (367), 89. 1 (362), Syll. <sup>3</sup> 182 (inser. des Satrapes) (362?).

τὰς κοινὰς σπονδὰς, Diod. XV 5. 3 (386).

αἱ κοιναὶ συνθήκαι, Isocr. *Paix* 20 (386), Diod. XV 5. 4, 19. 1, 4 (386).

ἐν ταῖς κοιναῖς ὁμολογίαις, Diod. XV 81. 3 (367).

τὰς κοινὰς διαλύσεις, Plut. *Agés.* 35 (362).

εἰρήνης γενομένης τοῖς Ἑλλήσι, id. *ib.* 21. 6 (386).

εἰρήνης οὔσης κατὰ πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα, Diod. XV 77. 1 (365).

πᾶσι... πρὸς πάντας εἰρήνην, Plut. *Agés.* 27 (371).

γινόμενης εἰρήνης τοῖς Ἑλλήσι πρὸς αὐτούς, Plut. *Agés.* 35. 3 (362).

pax tota Graecia facta est, Justin VI 6. 5 (386).

Λακεδαιμόνιοι πᾶσι τοῖς Ἑλλήσιν εἰρήνην συνθέμενοι, Plut. *Pélop.* 20 (371).

En présence de dénominations si discordantes, deux questions se posent aussitôt.

1. Ces appellations désignent-elles un seul ou plusieurs actes diplomatiques? Leur pluralité, d'apparence irréductible, est-elle bien réelle?

2. De quel genre d'acte (ou d'actes) s'agit-il? Quels et combien d'États s'y

trouvent associés et dans quelles conditions ? Notamment quel rôle y joue le Roi de Perse dont le nom reparait si souvent dans cette nomenclature déconcertante ?

Aucune réponse satisfaisante à ces questions ne pourra être donnée si l'on n'a pas au préalable acquis une idée précise de ces caractéristiques générales de la tradition dont nous parlions en commençant.

Les formules disparates qui viennent d'être énumérées peuvent être sommairement réparties en deux classes, celles qui, sous une forme quelconque, font allusion au Roi de Perse et celles qui contiennent l'adjectif *κοινός* ou une expression équivalente. Ces deux indices apparaissent, en effet, d'une manière générale, exclusifs l'un de l'autre. Ils ne sont associés dans notre liste que dans un seul cas (Diod. XV 19. 1) sur lequel nous aurons à revenir. Par contre la référence au négociateur spartiate Antalcidas est associée indifféremment à l'un et à l'autre. Cependant, si l'on y regarde de plus près, on constate que ces deux espèces de formules n'alternent guère chez un même auteur, comme il serait naturel si elles désignaient des actes diplomatiques distincts. Sauf exception l'une est préférée à l'autre. Ce fait donne déjà à réfléchir.

Si notre documentation se réduisait aux *Helléniques* par exemple, nous ignorions de la *κοινή ειρήνη* jusqu'à son nom. On peut même aller plus loin. La lecture de cet ouvrage ne nous permettrait guère de nous douter du courant d'idées que reflète cette expression et du rôle qu'il a joué dans l'histoire diplomatique du IV<sup>e</sup> siècle. Tout au plus pourrions nous entrevoir hypothétiquement ces phénomènes à l'aide d'inductions. La même remarque s'applique aux discours de Démosthène. Quoiqu'il ne fasse jamais mention nominale de la *κοινή ειρήνη* ni de ce qu'elle représente, certaines allusions significatives pourraient y conduire un lecteur très attentif et perspicace. Par exemple les expressions dont l'orateur se sert *Amb.* 253, *III<sup>e</sup> Phil.* 16<sup>2</sup>) pour décrire les conditions dans lesquelles les droits d'Athènes à la possession d'Amphipolis et de la Chersonèse ont été reconnus impliquent une organisation panhellénique et même au-delà. Elles posent du reste précisément le problème déjà aperçu de la position du Roi de Perse à l'égard de cette organisation. Par contre Démosthène mentionne à plusieurs reprises la paix du Roi sous un nom ou un autre (voir pp. 14, 15). Quant à Isocrate, son inclination panhellénique devait lui rendre particulièrement familière et sympathique la notion de *κοινή ειρήνη*. Il a cependant évité cette appellation qui ne lui échappe qu'une seule fois sous la forme *κοινὰ συνθήκαι* (*Paix* 20). Il y a là sans aucun doute un propos délibéré<sup>2</sup> du publiciste : les prétendues *κοινὰ ειρήναι* à la conclusion desquelles il a assisté n'ont pas, à ses yeux, droit à ce titre, leur contenu ne correspond pas à ce qu'on est en droit d'attendre d'un accord qui porte ce nom. L'argumentation du *Panegyrique* 175 ss. est, à cet

<sup>2</sup>) ἦν βασιλεὺς καὶ πάντες οἱ Ἕλληνες ὑμετέραν ἔγνωσαν Ἀμφίπολιν - Χερρόνησον ἦν βασιλεὺς καὶ πάντες οἱ Ἕλληνες ὑμετέραν ἔγνώκασιν εἶναι. Cf. encore *Halon.* 29 χώραν ἦν οἱ Ἕλληνες καὶ βασιλεὺς ὁ Περγάων ἐψηφίσαντο καὶ ὁμολογήκασιν ὑμετέραν εἶναι, *Eschine Amb.* 32 Λακεδαιμονίων καὶ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων συνελθόντων. Le texte de ce dernier passage est corrompu. Nous donnons ici ce que nous croyons être sa forme correcte.



égard, significative. Elle fait comprendre pourquoi son auteur évite d'employer une appellation qu'il tient pour usurpée et mensongère.

Pour Démosthène, nous pensons que, s'il s'abstient d'y recourir c'est que, à son époque, la *κοινὴ εἰρήνη*, en tant qu'institution régulatrice des relations des Cités entre elles, avait perdu toute efficacité quoique nominalement subsistante. Un politique pratique pouvait supprimer le terme de son vocabulaire. L'orateur du reste ne croyait probablement pas à l'idée qu'il exprimait.

En face de cette portion de la tradition où la *κοινὴ εἰρήνη* n'apparaît pas, pour des raisons variées et souvent fort différentes, se place celle dont Diodore est le principal représentant. Pour elle non seulement la locution *κοινὴ εἰρήνη* et ses différentes variantes sont d'usage courant, mais la réalité politique à laquelle cette formule correspond lui est parfaitement claire et familière, ce qui ne l'empêche pas du reste d'employer aussi à l'occasion les expressions paix du Roi, paix d'Antalcidas et autres du même genre.

S'il est compréhensible que des publicistes et des orateurs politiques, pour les besoins de leur cause, évitent certaines expressions pour des motifs intéressés ou laissent dans l'ombre certains aspects déplaisants de la réalité, un auteur prétendant au rang d'historien ne le peut pas sans démériter. C'est pourtant d'une pareille défaillance que Xénophon se serait rendu coupable si la *κοινὴ εἰρήνη* et la paix du Roi étaient deux actes diplomatiques distincts. On hésitera cependant a priori à croire que l'auteur des *Helléniques*, malgré ses trop évidentes faiblesses, a simplement ignoré des accords qui ont tenu tant de place dans l'histoire diplomatique de l'époque dont il fait le récit. Cependant on ne pourra sauver sa réputation sur ce point sans lui faire subir un autre accroc. S'il a mentionné ces accords, c'est donc sous un nom autre que *κοινὴ εἰρήνη* et en les présentant dans une perspective qui en obscurcit le caractère panhellénique.

Pour faire la clarté sur ce point essentiel nous allons analyser quelques sections du récit de Xénophon qui concernent les événements diplomatiques et leur comparer les renseignements fournis par les sources parallèles.

*La négociation de 392.* Les négociations qui devaient aboutir en 386 à ce qu'il est convenu d'appeler la «paix du Roi» ont été précédées, en 393/2 par une première tentative qui a échoué. Wilcken a eu le mérite de mettre cet épisode en lumière et de montrer le lien qui l'unit aux transactions menées cinq ans plus tard avec succès.

Cette passe d'armes diplomatique nous est connue par un passage des *Helléniques* (IV 8. 12-13) que viennent compléter un fragment de Philochore ap. Didym. *Comment. sur Démasth.* vol. VII 11 ss. (dans *Berliner Klass. Texte*) et une allusion du *Ménexène* de Platon (245 C). Enfin le discours d'Andocide *Sur la Paix* concerne précisément les mêmes événements et constitue, pour leur appréciation, une source de première importance dont il ne nous semble pas, même après l'analyse de Wilcken, qu'on ait encore tiré tout ce qu'elle peut nous donner. Dio-

dore par contre n'a pas cru devoir mentionner cette affaire manquée dans sa compilation.

Voyons d'abord comment cet épisode apparaît chez Xénophon. Les Lacédémoniens, nous dit-il, constatant que Conon utilisait les subsides du Roi pour alimenter une politique de relèvement d'Athènes propre à donner ombrage à la Perse, résolurent d'en informer Tiribaze, le satrape de Sardes, afin de le gagner éventuellement à leur cause ou, tout au moins, de faire tarir les largesses dont leur rivale profitait. Ils envoient donc Antalcidas auprès du satrape *προστάξαντες αὐτῷ ταῦτα διδάσκειν καὶ πειρᾶσθαι εἰρήνην τῇ πόλει ποιεῖσθαι πρὸς βασιλέα* (§ 12). Dès que les Athéniens ont vent de cette mission, ils en dépêchent une de leur côté, avec Conon à sa tête, en ayant soin de se faire accompagner des délégués de leurs alliés Béotiens, Corinthiens et Argiens (§ 13). Quand tous sont réunis, Antalcidas informe le satrape *ὅτι εἰρήνης δεόμενος ἦκοι τῇ πόλει πρὸς βασιλέα* et que les conditions qu'il offre sont celles que le Roi désire depuis longtemps obtenir, à savoir 1<sup>o</sup> *τῶν τε γὰρ ἐν τῇ Ἀσίᾳ Ἑλληνίδων πόλεων Λακεδαιμονίου βασιλεῖ οὐκ ἀντιποιεῖσθαι*, 2<sup>o</sup> *τάς τε νήσους ἀπύσας καὶ τὰς ἄλλας πόλεις ἀρκεῖν σφίσιν αὐτονόμους εἶναι*. L'acceptation de ces deux articles par les Spartiates supprimera, ajouta-t-il, toute cause d'hostilité aussi bien des Grecs contre Lacédémone que des Grecs contre le Roi (§ 14)<sup>3</sup>.

Ces propositions remplissent le satrape de satisfaction mais provoquent chez les Grecs présents de tout autres réactions. Chose remarquable, ce qui les préoccupe, ce n'est pas — à lire Xénophon — le sort des Grecs asiatiques, livrés au Roi au mépris d'une tradition séculaire et glorieuse. Aucune objection ne s'élève contre l'article qui les concerne. Par contre l'autonomisation prévue de tous les autres Etats grecs rencontre une vive opposition. Les Athéniens craignent que l'adoption de ce principe n'entraîne pour eux la perte des trois îles de Lemnos, Imbros et Skyros, les Thébains redoutent qu'elle amène la dissolution de la confédération béotienne et les Argiens celle de leur sympolitie avec Corinthe<sup>4</sup>). Après avoir énuméré ces objections, Xénophon conclut abruptement *αὕτη ἡ εἰρήνη οὕτως ἐγένετο ἀτελής, καὶ ἀπῆλθον οἵκαδε ἕκαστος* (§ 15).

A prendre ce récit tel qu'il se présente, tout se liquide dans une réunion à Sardes, résidence du satrape. Cette réunion n'était pas prévue. Il ne s'agissait au début que d'une entrevue entre Antalcidas et Tiribaze. Une initiative des Athéniens a transformé ce tête-à-tête en une conférence des puissances aux prises dans la guerre de Corinthe. On sait que la Perse avait prêté jusqu'ici son concours aux adversaires de Sparte<sup>5</sup>). Et que va discuter ce congrès de la paix improvisé? La liqui-

<sup>3</sup>) Tel nous paraît être le sens de la phrase détériorée à la fin du § 14.

<sup>4</sup>) *οἱ τε γὰρ Ἀθηναῖοι ἐφοβοῦντο συνθέσθαι αὐτονόμους τὰς πόλεις καὶ τὰς νήσους εἶναι, μὴ Λήμνον καὶ Ἰμβρον καὶ Σκύρον στερῆθειεν, οἱ τε Θηβαῖοι μὴ ἀναγκασθείησαν ἀφεῖναι τὰς Βοιωτίδας πόλεις αὐτονόμους, οἱ τ' Ἀργεῖοι, οὓς ἐπεθύμουν, οὐκ ἐνόμιζον ἂν τὴν Κόρινθον δύνασθαι ὥστ' Ἀργος ἔχειν τοιοῦτων συνθηκῶν καὶ σπονδῶν γενομένων.*

<sup>5</sup>) Diod. XIV 84. 6 parle d'une alliance. C'est peut-être un abus de langage. En tout cas, s'il y a eu alliance, elle ne concernait que le satrape Pharnabaze et non le Roi (v. ci-après n. 6 et p. 21, n. 12).

dation de la guerre de Corinthe ? Nullement, une paix séparée sparto-perse, car les expressions dont se sert Xénophon pour désigner l'objet de la mission d'Antalcidas ne peuvent signifier autre chose, si on les prend à la lettre<sup>6)</sup>.

Les conditions proposées par Antalcidas au nom de sa patrie, selon Xénophon, nous réservent une autre surprise. Il suffit en effet d'un instant de réflexion pour se convaincre qu'il ne dépendait pas de Sparte seule que le Roi de Perse fût laissé en possession incontestée des villes grecques d'Asie ni que l'autonomie de toutes les autres fût reconnue et respectée. De pareils engagements, pour avoir une valeur aux yeux de la Perse, devaient être souscrits conjointement par tous les Etats grecs sans exception, autrement ce n'étaient que des mots sans grande conséquence. Une renonciation solennelle de la part de Sparte à toute participation à des tentatives de libération des Grecs d'Asie représentait sans doute quelque chose pour le Roi. Pouvait-il s'en contenter ? Sans l'assentiment unanime des Grecs, et parmi eux d'Athènes redevenue une puissance navale redoutable, l'exercice de son droit de possession sur les cités helléniques d'Asie fût demeuré précaire, comme il arriva en 411. Sur ce point un engagement collectif formel de tous les Grecs lui était indispensable. Or «des Grecs» ne forment pas une communauté de droit public capable de s'engager collectivement, et s'ils le sont soudain devenus, Xénophon n'a pas pris la peine de nous dire comment. La validité du principe d'autonomie dépendait également de la volonté mutuelle des Grecs, Sparte ne pouvait pas plus s'en porter garante qu'elle ne pouvait faire qu'une cité comme Athènes renonçât à s'intéresser au sort des compatriotes d'Asie et à veiller sur leur indépendance.

On constate donc chez Xénophon une contradiction entre le contenu du traité tel qu'il le conçoit et la capacité des contractants. Proposer un pareil traité eût été de la part des Spartiates faire preuve d'une singulière naïveté, naïveté dépassée

---

<sup>6)</sup> Aux raisons découlant de l'analyse de Xénophon qui nous amèneront, comme on va le voir, à contester l'existence d'un pareil traité, viennent s'ajouter les considérations suivantes. Nous ne croyons pas que les Rois de Perse se soient jamais abaissés à traiter d'égal à égal avec les Grecs. L'idée qu'ils se faisaient de leur majesté le leur interdisait, pensons-nous. Pour les satrapes, c'est autre chose. De fait les accords perso-grecs dont la tradition nous parle ou bien appartiennent à cette dernière catégorie, comme celui de 411 entre Tissapherne et les Spartiates (Thuc. VIII 58), ou bien leur authenticité est contestable, comme c'est le cas pour la fameuse paix dite de Callias qui aurait mis fin aux guerres médiques. Les projets successifs de traités qui aboutissent finalement à celui de 411 sont particulièrement instructifs à cet égard, cf. Thuc. VIII 18, 37, 43, 52. Cet accord passé en fin de compte avec Tissapherne et consorts est cependant qualifié de *πρὸς βασιλέα συμμαχία* chez Arist. *Rep. Ath.* 29. 1 et Diod. XIII 36. 5. Ce problème devrait être repris, mais, autant que nous pouvons en juger, les indices sont en faveur de la négative. Les rapports entre la grande monarchie orientale et les républiques grecques sont de fait et non de droit. Les Grecs pouvaient être tentés de masquer la chose par amour propre ou se faire des illusions à ce sujet et interpréter abusivement certaines apparences en fonction de leurs propres habitudes juridiques et diplomatiques. Ainsi s'expliquent, à notre avis, les expressions, d'ailleurs isolées et souvent contredites, d'où semblerait résulter l'existence de pareils accords. Wilcken lui-même insiste à bon droit (*op. cit.* p. 16) sur «das überlegene Machtgefühl des orientalischen Herrschers gegenüber dem kleinen griechischen Volke». C'est justement ce sentiment de supériorité qui interdit, selon nous, au souverain toute participation personnelle à un acte juridique avec des Grecs. En conséquence il nous paraît de bonne méthode de ne pas introduire dans le débat un pareil traité à moins que des témoignages irréfutables ne nous y contraignent. Nous ne croyons pas que ce soit le cas.



encore par celle de leur interlocuteur si, comme le dit Xénophon, *τῷ μὲν δὴ Τιριβάζῳ ἀκούοντι ἰσχυρῶς ἤρεσκον οἱ τοῦ Ἀνταλκίδου λόγοι* (§ 15). Nous en concluons ou bien que le traité n'est pas tel que le présente Xénophon ou bien que Tiribaze n'a pas pu en concevoir tant de joie.

Une autre étrangeté apparaît encore dans le fait qu'on verrait, dans cette curieuse rencontre diplomatique, des représentants de puissances qui ne sont pas parties à l'accord en discussion formuler des objections à l'égard de ses principales clauses, à tel point que leur opposition entraîne l'échec de toute la transaction. C'est là, croyons-nous, une situation sans précédent.

En un mot, le récit de Xénophon, quand on l'examine de près, se révèle un tissu de contradictions, d'in vraisemblances et d'improbabilités. Il est, en particulier, impossible que la convention dont il parle soit limitée aux deux seuls contractants, Perse et Sparte, s'il a contenu les deux clauses dont Xénophon nous parle. De pareilles clauses ne peuvent se concevoir que dans un traité d'extension panhellénique ou plus exactement dans un traité destiné à tous les Etats grecs sauf ceux dont le Roi revendique la suzeraineté. Et tel est bien en effet l'acte que nous présentent les sources parallèles.

Nous ne pouvons, faute de place, les analyser ici en détail. Leur rapprochement nous enseigne toutefois qu'une *κοινὴ εἰρήνη*<sup>7)</sup> des Grecs incorporant les deux articles qu'on vient de voir discuter à Sardes – abandon des Grecs asiatiques, autonomisation générale en Grèce européenne – fut soumise à un congrès panhellénique tenu à Sparte et finalement abandonnée devant l'attitude négative de l'Ecclésia athénienne indignée de l'abandon des frères d'Asie<sup>8)</sup>. Andocide auquel nous sommes surtout redevables en ce qui concerne ces transactions voile tant qu'il peut le rôle qu'y joua la diplomatie perse, mais il se trahit quand il prévient ceux de ses compatriotes qui voudraient obtenir plus que les trois îles dont il fut question déjà à Sardes que de telles prétentions se heurteraient au veto du Roi<sup>9)</sup>. La concession faite aux Athéniens sur le chapitre de ces îles par rapport à ce qui se passa à Sardes nous garantit l'antériorité du congrès de Sardes. Les raisons qu'avait Andocide, favorable du reste à l'adoption du pacte, de ne pas insister sur sa clause la plus déplaisante, celle qui concerne les Grecs d'Asie, sont trop évidentes pour qu'il soit nécessaire d'y insister.

S'il s'agit d'une paix panhellénique destinée à satisfaire à la fois des intérêts perses et spartiates, paix préparée à Sardes puis négociée à Sparte, les obscurités, lacunes et contradictions de Xénophon se corrigent et s'expliquent, sans en devenir plus excusables.

*La négociation de 386.* Si du récit des négociations de 392 nous passons à celui de celles de 387/6, nous lui trouverons, chez Xénophon, les mêmes particularités

<sup>7)</sup> Andoc. *Paix* §§ 17 et 24.

<sup>8)</sup> Philochore ap. Didym., Platon *loc. cit.*, [Plut.] *Vie des X orat.* 835 A, hypothèse du discours d'Andocide.

<sup>9)</sup> *Paix* 15 *φέρει ἀλλὰ Χερρόνησον καὶ ἀποικίας καὶ τὰ ἐγκτήματα καὶ τὰ χρῆα ἵνα ἀπολάβωμεν· ἀλλ' οὔτε βασιλεὺς οὔτε οἱ σύμμαχοι συγχωροῦσιν ἡμῖν.*

qu'au précédent. D'abord le défaut de suite et les lacunes. En effet, après nous avoir rapporté que Tiribaze, consécutivement à l'échec des pourparlers de Sardes, se rendit à la cour pour faire rapport au Roi sur cet événement et lui demander ses instructions (IV 8. 16), Xénophon ne juge pas à propos de nous dire un seul mot sur le résultat de cette conférence. Tiribaze est perdu de vue jusqu'à V 1. 6 où il reçoit (en 388) la visite d'Antalcidas nommé navarque en Ionie par les Spartiates pour lui plaire<sup>10</sup>). Débarqué en Ionie, Antalcidas divise sa flotte en deux groupes dont les opérations nous sont contées en détail. Puis, sans transition, nous le voyons redescendre, en compagnie du satrape, de la cour royale ayant obtenu le concours officiel et illimité du monarque pour la conclusion de la paix telle que celui-ci l'avait formulée<sup>11</sup>). Au lecteur de combler les vides de cette narration à éclipses dont le fil se rompt continuellement sans être jamais repris au point de rupture mais souvent à une date beaucoup plus basse, sans que la moindre allusion soit faite à ce qui s'est passé dans l'intervalle. L'auteur n'a évidemment nulle conscience de cette discontinuité ni des obstacles qu'elle oppose à une vue précise de l'enchaînement logique des événements.

Mais reprenons l'exposé des *Helléniques*. Revenu en Ionie investi de la faveur royale, Antalcidas se livre à d'habiles manœuvres navales qui lui procurent finalement la maîtrise de la mer (§§ 25-28). Le découragement se répand alors dans les rangs des adversaires de Sparte. Athènes craint de voir revenir les jours affreux de 404; les alliés aussi perdent courage. Mais Sparte elle-même succombe sous le poids de son effort belliqueux; elle aussi aspire à déposer les armes. Le moment psychologique pour traiter est arrivé. Mais traiter de quoi? Pour un lecteur candide des *Helléniques*, il ne peut être question que d'une paix dictée par le Roi destinée à mettre fin à la guerre de Corinthe ou le grec n'a plus de sens. La phrase où il est dit qu'Antalcidas revint de Suze *διαπεπραγμένος συμμαχεῖν*<sup>12</sup>) *βασιλέα εἰ μὴ ἐθέλοιεν Ἀθηναῖοι καὶ οἱ σύμμαχοι χρῆσθαι τῇ εἰρήνῃ ἣ αὐτὸς ἔλεγεν* (V 1. 25) ne peut se rapporter qu'à ce conflit dont il a uniquement et continuellement été question dans les chapitres précédents. Cette impression est encore renforcée

<sup>10</sup>) *νομίζοντες καὶ Τιριβάζῳ τοῦτο ποιοῦντες ἂν χαρίζεσθαι.*

<sup>11</sup>) *Hell. V 1. 25 κατέβη μὲν μετὰ Τιριβάζου διαπεπραγμένος συμμαχεῖν βασιλέα εἰ μὴ ἐθέλοιεν Ἀθηναῖοι καὶ οἱ σύμμαχοι χρῆσθαι τῇ εἰρήνῃ ἣ αὐτὸς ἔλεγεν.*

<sup>12</sup>) Cf. 29, où Xénophon dit que «le Roi était devenu allié (*σύμμαχος*) des Lacédémoniens». Wilcken, *op. cit.* p. 12, donne aux mots *συμμαχεῖν*, *σύμμαχος* dans ces passages leur sens juridique plein et en conclut à l'existence d'un traité formel de paix et d'alliance entre le Roi et les Spartiates. Cependant un peu plus bas (p. 4) il écrit que cette prétendue alliance «nur eine vorweggenommene Nutzenanwendung der Drohung der Sanctio auf das militärische Vorgehen gegen Athen war, das jetzt mit Waffengewalt zur Anerkennung des Friedens gezwungen werden sollte». Cette dernière interprétation, inconciliable du reste avec la précédente, est certainement la bonne. Le Roi a annoncé conditionnellement son intervention contre tout Etat opposé à sa paix. En pratique une pareille opposition n'est attendue que d'Athènes. Xénophon, ici comme ailleurs, ignore typiquement les principes et ne voit que les applications, encore anticipe-t-il une situation qui ne se produira pas. Ses deux indications sont du reste inconciliables: l'alliance conditionnelle de 25 est devenue effective 29. Rien n'oblige d'autre part à prendre *συμμαχεῖν* dans un sens juridique qu'il n'a qu'occasionnellement. Ici comme ailleurs Wilcken s'est laissé égarer par un excessif respect pour Xénophon.



par la lecture du § 29 où les sentiments des différents belligérants sont successivement passés en revue pour arriver à la conclusion que les uns tant que les autres *εἰς τὴν εἰρήνην προθύμιοι ἦσαν*, de sorte que, quand il est finalement rapporté que Tiribaze invita à se présenter à sa cour *τοὺς βουλομένους ὑπακοῦσαι ἢν βασιλεὺς εἰρήνην καταπέμποι* (§ 30), il est impossible de penser à autre chose qu'à une paix destinée aux puissances opposées dans la guerre de Corinthe. Quel n'est pas alors l'étonnement du lecteur de trouver, au lieu de l'analyse ou du texte lui-même du traité attendu, la citation, dans l'original, d'un rescrit du Roi<sup>13)</sup> proclamant qu'il est conforme à son bon plaisir que les villes d'Asie lui appartiennent et, parmi les îles, Clazomène et Chypre, que, par contre, toutes les autres villes grecques soient laissées autonomes, sauf Lemnos, Imbros et Skyros recon- nues, comme par le passé, possessions athéniennes. Le document se termine par les mots: «Ceux de l'une et de l'autre catégorie<sup>14)</sup> qui n'acceptent pas cette paix, je leur ferai la guerre de concert avec ceux qui acceptent ces clauses, sur terre et sur mer, avec mes vaisseaux et avec mes trésors» (V l. 31).

Cet écrit dont rien ne permet de contester l'authenticité a depuis longtemps exercé la sagacité des interprètes. Plusieurs ont éprouvé, en le lisant, l'impression qu'il y manquait quelque chose. C'est notamment le cas de R. v. Scala et de Wilcken<sup>15)</sup>, et ces deux savants ont traduit leur sentiment par d'ingénieuses hypothèses, d'ailleurs fort différentes. Nous partageons leur impression, mais sans croire, comme eux, que nous avons affaire à un texte écourté ou formé de fragments disparats rapprochés. La difficulté provient, comme l'a fort bien vu

<sup>13)</sup> *Hell. V l. 31*: Ἀρταξέρξης βασιλεὺς νομίζει δίκαιον τὰς μὲν ἐν τῇ Ἀσίᾳ πόλεις ἑαυτοῦ εἶναι καὶ τῶν νήσων Κλαζομενᾶς καὶ Κύπρον. τὰς δὲ ἄλλας Ἑλληνίδας πόλεις καὶ μικρὰς καὶ μεγάλας αὐτονόμους ἀφεῖναι πλὴν Δήμον καὶ Ἰμβρόν καὶ Σκύρον ταύτας δὲ ὥσπερ τὸ ἀρχαῖον εἶναι Ἀθηναίων. Ὅποτεροι δὲ ταύτην τὴν εἰρήνην μὴ δέχονται, τοῖτοις ἐγὼ πολεμίσω μετὰ τῶν ταῦτα βουλομένων καὶ περὶ καὶ κατὰ θάλατταν καὶ ναυσὶ καὶ χορήμασιν.

Cf. pour la rédaction de la dernière phrase Dém. *Pour les Mégalo-pol.* (XVI) 27: ἐὰν δὲ μὴ θέλωσιν ποιεῖν ὅποτεροι ταῦτα, τότε ἤδη μετὰ τῶν ἐθελόντων (φημι δεῖν) ἡμᾶς γίγνεσθαι.

<sup>14)</sup> La dualité que le pronom ὅποτεροι implique concerne selon Wilcken (*op. cit.* p. 15, n. 1) les Grecs d'Asie et les Grecs d'Europe. Il n'y aurait à cela aucune objection grammaticale. Par contre il nous paraît impossible que les cités asiatiques aient été invitées à contre-signer, en quelque sorte, leur asservissement en participant au traité. Elles sont d'ailleurs absentes lors de sa ratification à Sparte. Du reste comment pourrait-on dire d'elles qu'elles acceptent un traité (*δέχεσθαι τὴν εἰρήνην*) qui a précisément pour but de les en exclure? Ces difficultés sont évitées si l'on réfère ce pronom à la distinction établie par le rescrit entre les cités continentales de la péninsule hellénique et les cités insulaires. Les premières forment un groupe auquel le principe d'autonomie sera appliqué sans exception. Parmi les secondes, qui forment un second groupe, quelques exceptions sont stipulées au bénéfice du Roi et des Athéniens. C'est à ces deux groupes, ainsi délimités, que se rapporte, à notre avis, le pronom ὅποτεροι. Cette même classification des Etats grecs libres en continentaux et insulaires reparaît dans le décret d'Aristotélès I G II<sup>2</sup> 43. 15 = Syll.<sup>3</sup> 147 ἐὰν τις βούλῃται τῶν Ἑλλήνων ἢ τῶν βαρβάρων τῶν ἐν[ῆπειρῳ] ἐνηνοικούντων ἢ τῶν νησιωτῶν ὅσοι μὴ βασι- λέως εἰσὶν Ἀθηναίων συμμάχους εἶναι. — Nous pensons que cette rédaction, comme celle du passage correspondant du décret, sont des échos de la forme sous laquelle la *κοινὴ εἰρήνη* définissait l'espace géographique où elle devait être appliquée en le distinguant de celui qui était réservé au Roi. Peut-être faut-il remplacer dans l'inscription *ῆπειρῳ* par *Εὐρώπῃ*. On obtiendrait ainsi un parallélisme parfait avec le rescrit: αἱ ἐν Ἀσίᾳ πόλεις, νῆσοι (rescrit) οἱ ἐν Εὐρώπῃ ἐνοικούντες, νησιῶται. La même distinction entre cités continentales et insulaires apparaît déjà dans les négociations de 392, cf. ci-dessus p. 18.

<sup>15)</sup> Scala, *Die Staatsverträge des Altertums* p. 114, Wilcken, *op. cit.* pp. 15 ss.

Wilcken, de l'expression démonstrative *ταύτην τήν εἰρήνην* dont on ne sait à quoi elle fait allusion vu que les injonctions du début du rescrit ne peuvent être qualifiées de paix, ni le mot ni la chose ne s'y trouvant. Un traité de paix commence par proclamer que la paix sera désormais observée entre les contractants dûment énumérés<sup>16</sup>), après quoi viennent les conditions qu'ils auront à remplir dans ce but. Il n'y a rien de pareil dans l'écrit d'Artaxerxès. Nous en concluons pour notre part que les mots *ταύτην τήν εἰρήνην* désignent une chose indépendante du rescrit et qui ne peut être que l'*εἰρήνη ἣν βασιλεὺς καταπέμπει* du § précédent, autrement dit le traité de paix préparé à Suze dans le colloque du Roi avec Antalcidas et Tiribaze. L'auteur des *Helléniques* a simplement omis de transcrire ce document capital, sans s'apercevoir que le texte du rescrit, privé de la pièce à laquelle il servait d'accompagnement et de commentaire, en devenait, sinon absolument incompréhensible, au moins ambigu et obscur. Une telle omission est tout à fait dans sa manière. Tout devient clair et s'explique naturellement si la lecture du décret a été précédée, lors de la réunion de Sardes, de celle du traité que le Roi proposait impérieusement à l'adoption de ses auditeurs grecs. Grâce au décret qu'ils venaient d'entendre ceux-ci savaient maintenant ce qui attendait leurs patries respectives si elles s'avisait de refuser leur adhésion au pacte de paix dont la conclusion leur était ordonnée en termes si comminatoires.

Le rescrit d'Artaxerxès n'est pas un extrait du traité de paix comme le veut Wilcken (*op. cit.* p. 16), mais il se réfère aux articles de celui-ci qui intéressent particulièrement le Roi : reconnaissance de sa souveraineté sur les cités grecques d'Asie continentale plus deux îles, autonomisation de toutes les autres, tant continentales qu'insulares.

Ces conditions, qui nous sont déjà connues par les transactions de 392, appellent les mêmes remarques. Pour recevoir une exécution efficace, elles devaient faire l'objet d'un engagement collectif de tous les Etats grecs intéressés ; la limitation de cet engagement au cercle des belligérants de la guerre de Corinthe ne pouvait suffire à contenter le Roi de Perse ; il lui fallait un acte panhellénique ; ce caractère, complètement obscurci et même faussé chez Xénophon, est imposé par la nature des choses à la transaction que son récit fait apparaître comme une simple liquidation de la guerre en cours. C'est conformément à cette vue étroite et incomplète des choses qu'il peut écrire une fois l'affaire terminée *Λακεδαιμονίοις μὲν δὴ καὶ Ἀθηναίοις καὶ τοῖς συμμάχοις οὕτω μετὰ τὸν ὕστερον πόλεμον τῆς καθαιρέσεως τῶν Ἀθήνησι τειχῶν αὕτη πρώτη εἰρήνη ἐγένετο* (V 1. 35). Le lecteur en reçoit l'impression que la paix qui vient de se réaliser est de même nature que celle de 404, c'est-à-dire un acte bilatéral entre deux groupes belligérants et mettant fin à leur hostilité. Or, comme à propos des événements diplomatiques de 392 et pour les mêmes raisons, l'analyse rigoureuse de l'exposé même de Xénophon nous convainc déjà qu'il s'agit en réalité de tout autre chose, à savoir d'un pacte panhellénique de pacification générale, dans certaines limites géographiques et sous

<sup>16</sup>) Cf. les traités conservés dans Thucydide V 18, 47.



certaines conditions, pacte mettant fin, il est vrai, à la guerre en cours, mais par effet indirect et sans se référer à elle d'une façon explicite.

Il est du reste évident que le rescrit d'Artaxerxès (V 1. 31) s'adresse à la Grécité dans sa totalité et non à une fraction seulement de celle-ci. Cette observation suffirait à elle seule à trahir la nature panhellénique du congrès de Sardes, contrairement à d'autres indications du récit xénophontien. D'ailleurs on voit les Spartiates, après l'adoption du traité, intervenir d'un bout à l'autre de la Grèce, de Mantinée à Olynthe, en qualité de *προστάται*<sup>17)</sup> *τῆς ὑπὸ βασιλέως καταπεμφθείσης εἰρήνης* (V 1. 36) pour en faire, soi-disant, respecter les clauses, ce qui en révèle encore le caractère panhellénique. Ainsi les contradictions internes, les lacunes et les inconsistances que présentait déjà le récit des *Helléniques* des événements de 492 se retrouvent ici sur une plus grande échelle.

On remarquera d'autre part qu'il ressort du récit de Xénophon (il ne le dit pas expressément) que la réunion de Sardes n'a eu qu'un caractère informatif. Un traité de paix tout préparé accompagné d'un rescrit royal a été porté là à la connaissance des délégations rassemblées des cités grecques d'Europe. La ratification était réservée pour une cérémonie ultérieure à tenir en Grèce, après que chaque Etat aurait pris position par l'organe de ses conseils nationaux à l'égard de ce pacte proposé, ou pour mieux dire imposé, par le Roi. Cette procédure, qu'indique nettement la phrase *ἀκούοντες οὖν ταῦτα* (le traité et le rescrit), *οἱ ἀπὸ τῶν πόλεων πρέσβεις ἀπήγγελλον ἐπὶ τὰς ἑαυτῶν πόλεις* (V 1. 32), révèle une transaction exclusivement grecque. Il serait inconcevable qu'un traité auquel le Roi de Perse serait partie se ratifiât sur sol grec, obligeant les représentants de ce potentat au dérangement d'un long voyage pour l'épargner à ceux de ces minuscules républiques. Une pareille condescendance, inadmissible de la part du monarque en toute circonstance, l'est particulièrement dans le cas présent où il dicte impérieusement le traité à des interlocuteurs en posture humiliée. La ratification en Grèce et non en territoire perse excluait déjà à elle seule la participation effective du Roi au traité si les objections générales qui nous ont fait douter de l'existence de véritables traités perso-grecs ne pouvaient être retenues (v. ci-dessus, p. 19, n. 6). C'est en effet à Sparte, sous la présidence d'Agésilas, qu'eut lieu la ratification, sous la forme usuelle en Grèce de serments prononcés par tous les adhérents au pacte et aux termes desquels ils s'engageaient à en observer loyalement les clauses. Un incident provoqué par les Thébains qui prétendaient jurer pour la Béotie entière sans laisser les cités béotiennes prêter individuellement serment fut promptement liquidé par Agésilas avec une brutalité exemplaire. La paix envoyée par le Roi était conclue<sup>18)</sup>.

<sup>17)</sup> Nous ferons remarquer en passant que ce titre attribué ici aux Spartiates n'est qu'une métaphore. On ne le trouve pas ailleurs. C'est une erreur d'en faire un terme technique et d'en tirer, comme on l'a fait, des conclusions sur une prétendue superintendance assignée contractuellement aux Spartiates par le traité. Il ne s'agit que d'une métaphore exprimant une situation de fait.

<sup>18)</sup> Il y a donc parallélisme complet avec la négociation de 392, avec cette seule différence

Tel est le récit de Xénophon. L'analyse nous a révélé chemin faisant les déficiences qui le rendent sur beaucoup de points inacceptable. Son principal défaut nous est apparu dans la présentation d'un acte qui ne peut être que panhellénique s'il doit avoir un sens sous une forme telle qu'on le prendrait, si l'on n'y fait attention, pour une simple convention entre quelques États sur le modèle ordinaire. De ce fait toute la perspective est bouleversée. On notera cependant que, d'un bout à l'autre de ce récit, il n'est question que d'une seule et unique opération, matérialisée dans un seul et unique traité, celui qu'il s'agit de faire accepter aux Grecs dans leur ensemble. Tout lecteur sans prévention des §§ 25 à 36 de ce chapitre premier du livre V des *Helléniques* devra le reconnaître sans réserve.

Ainsi à mesure que progressait l'examen critique de la narration de Xénophon, on a pu voir se dessiner une transaction fort différente de celle dont une lecture superficielle de cet auteur donnait l'impression. Nous avons constaté qu'il ne pouvait s'agir en réalité que d'une négociation panhellénique d'un genre nouveau, analogue à celle qui n'avait pas abouti en 392, négociation en deux temps, le premier, préparatoire, à Sardes, le second, définitif, à Sparte, le tout mené sous l'inspiration, à l'instigation et sous la pression de la Perse dont Sparte s'est constituée l'auxiliaire empressée.

L'image ainsi obtenue va se confirmer et se préciser à l'inspection des sources parallèles. Cette confrontation ne rendra que plus évidentes les déformations et les lacunes dont il nous est déjà apparu que souffrait l'exposé de l'auteur des *Helléniques*. Déjà dans le passage correspondant de l'abrégé de Justin, malgré sa brièveté extrême, ressortent nettement plusieurs des points essentiels du schéma qui s'est ébauché devant nous à la lecture critique de Xénophon. «*Dum haec geruntur, écrit Justin (VI 6. 1 ss.) Artaxerxes, rex Persarum, legatos in Graeciam mittit per quos jubet omnes ab armis discedere; qui aliter fecisset, eum se pro hoste habiturum; civitatibus libertatem suaque omnia restituit.*» Puis après une explication du motif intéressé de cette sollicitude apparente pour la Grèce (*quod non Graeciae laboribus adsiduisque bellorum internecivis odiis consulens fecit*) l'auteur continue: «*fessi igitur tot bellis Graeci cupide paruere. Hic annus non eo tantum insignis fuit, quod repente pax tota Graecia facta est, sed etiam eo, quod eodem tempore urbs Romana a Gallis capta est.*»

Ce passage nous fait clairement assister à la conclusion d'une paix panhellénique à l'instigation et sous les auspices d'Artaxerxès. L'extension du pacte ressort avec évidence de l'emploi des collectifs *Graecia*, *Graeci* sans restriction. L'expression finale *pax tota Graecia facta est* est particulièrement significative sous ce rapport. Il ne s'agit que de l'ordre en Grèce, des rapports des États grecs dans leur totalité

---

qu'alors le Roi n'y fut pas mêlé, Tiribaze agissant de sa propre initiative, pour le compte de son maître, au nom duquel il a sans doute prétendu parler, mais sans pouvoir s'appuyer sur une déclaration authentique de sa part comme maintenant. L'absence d'une prise de position ferme du Roi a d'ailleurs précisément fait échouer toute la transaction en 392 et c'est pour cette raison que Tiribaze est parti pour Suze afin de gagner l'appui officiel et entier du Roi, Xén. IV 8. 16.



les uns avec les autres et non point avec la Perse qui ne joue dans l'affaire qu'un rôle de médiatrice autoritaire<sup>19</sup>). En tout cas la formule *omnes ab armis discedere* dont l'équivalent, on l'a vu, manque chez Xénophon, mais qui est indispensable dans un traité de paix, figure ici, comme il se doit, en première place, puis viennent les conditions que nous connaissons déjà, autonomie pour tous les participants et garantie de leur territoire national d'origine. *Libertas* équivaut à *αὐτονομία*, cela va sans dire. Quant à *civitatibus ... sua ... omnia restituit*, ce n'est pas autre chose qu'une interprétation de la clause connue *ἐκαστον ἔχειν τὰ ἑαυτοῦ* et qui figurait dès l'origine dans le traité de *κοινὴ εἰρήνη* (Andoc., *Paix* 19). Ainsi les quelques lignes de Justin corroborent les conclusions auxquelles nous étions arrivés en partant de Xénophon. Dans leur brièveté elles nous paraissent mieux rendre justice à l'esprit véritable de la transaction de 387/6 que le récit de ce dernier.

Sans doute l'omission de toute allusion à l'abandon au Roi de la Grèce asiatique est-elle une impardonnable lacune, même dans un résumé tel que celui de Justin, mais si, comme nous le croyons, cet engagement n'a figuré dans le traité que sous une forme indirecte, dans la définition de l'espace géographique où le pacte serait applicable, on peut s'expliquer qu'un abrégiateur pressé et superficiel ait passé sous silence ce qu'il prenait, à tort du reste, pour un détail accessoire et s'en soit tenu aux clauses explicitement formulées.

Pas plus que l'abrégé de Justin, celui de Diodore (XIV 110) ne distingue les étapes successives de la négociation; il se borne à en rappeler le point de départ et la conclusion. Nous sommes informés des pourparlers engagés par Antalcidas avec le Roi *ὕπὲρ εἰρήνης* (sans autre qualification) sur l'initiative des Spartiates et des conditions formulées par le souverain: *ὁ βασιλεὺς ἔφησεν ἐπὶ τοῖσδε ποιήσεσθαι τὴν εἰρήνην τὰς μὲν κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἑλληνίδας πόλεις ὑπὸ βασιλείᾳ τετάχθαι, τοὺς δ' ἄλλους Ἑλλήνας ἅπαντας αὐτονόμους εἶναι*. Puis vient la sanction *τοῖς δὲ ἀπειθοῦσι καὶ μὴ προσδεχομένοις τὰς συνθήκας μετὰ τῶν εὐδοκούντων πολεμήσειν*. C'est, en substance, le contenu du rescrit dont le texte original a été conservé par Xénophon V 1. 31 et non le traité lui-même où la sanction finale ne pouvait trouver place, comme certains l'ont déjà remarqué. L'abrégiateur se borne après cela à rappeler que les Lacédémoniens, étant d'accord, ne formulèrent pas d'objection

<sup>19</sup>) Sans doute la brièveté que comporte un abrégé comme celui de Justin a-t-elle entraîné des omissions et des concentrations excessives. Ainsi peut-on mettre en doute que les émissaires du Roi envoyés dans toute la Grèce aient déjà fait connaître aux intéressés, en les invitant à se réunir à Sardes, les conditions de la paix qui leur y serait dictée. L'abrégé paraît combiner la convocation et la séance informative. La phrase de Xénophon V 1. 30 *παρήγγειλεν ὁ Τιρίβαζος παρῆναι τοὺς βουλευμένους ὑπακοῦσαι ἢν βασιλεὺς εἰρήνην καταπέμποι*, équivaut exact de celle de Justin *Artaxerxes rex Persarum legatos in Graeciam mittit per quos jubet omnes ab armis discedere* (en effet le satrape convoque cette fois au nom du Roi) représente, pensons-nous, la substance du message transmis par les émissaires du souverain aux cités. Les conditions qui, dans Justin, font immédiatement suite comme si elles faisaient partie du message, n'ont dû être divulguées qu'à Sardes même, comme l'indique Xénophon et comme la vraisemblance l'exige. La présentation concentrée de Justin est un effet de l'abréviation. Dans ces conditions nous ne pouvons accepter l'interprétation que Wilcken (*op. cit.* p. 18 n. 2) donne de ce passage. Aucun représentant du Roi n'a assisté à la réunion de Sparte.

mais que «les Athéniens, les Thébains et certains autres des Grecs étaient indignés de la clause comportant l'abandon des villes grecques d'Asie, mais qu'étant, à eux seuls, incapables de combattre, ils furent forcés de donner leur assentiment et acceptèrent la paix». Où et comment cette opposition s'exprime, c'est ce qu'on ne nous dit pas. Si on rapproche de ce passage l'incident suscité par les Thébains au rapport de Xénophon V 1. 32, on peut penser que ces sentiments se sont manifestés lors de la cérémonie de ratification à Sparte, mais il n'est pas impossible qu'on les ait déjà laissés voir à Sardes.

A première vue le récit de Diodore peut faire croire qu'il s'agit d'un traité de paix entre Sparte et ses alliés d'une part et le Roi et ses associés grecs de l'autre, c'est-à-dire les deux camps opposés dans la guerre de Corinthe. Cependant, en y regardant de plus près, on se convainc que les conditions indiquées excluent une pareille répartition des parties en cause. Pour les raisons déjà plusieurs fois exposées, de tels engagements n'ont de valeur que pris conjointement par tous les Grecs. Il ne peut donc être question ici, sous le nom de paix, que d'un pacte intéressant tous les Grecs.

Cette déduction est du reste immédiatement confirmée par les dénominations variées que reçoit ce pacte dans les chapitres ultérieurs de Diodore: L'acte dont la conclusion a été racontée XIV 110 est dénommé *ἡ γενομένη εἰρήνη τοῖς Ἑλλήσι πρὸς Ἀρταξέρξην τὸν τῶν Περσῶν βασιλέα* XIV 117. 7 et 8, et référence y est faite XV 5. 1 sous la forme *πρὸνπαρχούσης τοῖς Ἑλλήσι κοινῆς εἰρήνης τῆς ἐπὶ Ἀνταλκίδου*, expression abrégée dans la suite du chapitre en *κοινὰς σπονδὰς* (§ 3), *κοινὰς συνθήκας* (§ 4). Un peu plus loin 9. 4 il est dit que la réputation des Spartiates subissait une atteinte *ἐπὶ τῷ δοκεῖν ἐν τῇ πρὸς τὸν βασιλέα συνθέσει τοὺς κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἑλλήνας ἐκδότους πεποιημέναι*. Il est toujours question du même acte quand, un peu plus bas 19. 1 il est parlé des efforts des mêmes Spartiates pour établir leur hégémonie *παρὰ τὰς κοινὰς συνθήκας τὰς ἐπὶ Ἀνταλκίδου γενομένας συνεπιλαβομένου τοῦ Περσῶν βασιλέως*. Ces tentatives provoquent, nous raconte Diodore à ce propos, une violente discussion entre les deux rois de Sparte Agésipolis et Agésilas. Le premier, homme pacifique et juste (*εἰρηνικὸς ὢν καὶ δίκαιος*) soutenait qu'il fallait *ἐμμενεῖν τοῖς ὅρκοις καὶ παρὰ τὰς κοινὰς συνθήκας μὴ καταδουλοῦσθαι τοὺς Ἑλλήνας*, que Sparte se déconsidérerait *τοῖς μὲν Πέρσας ἐκδότους πεποιημένην τοὺς κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἑλλήνας, αὐτὴν δὲ συσκευαζομένην τὰς κατὰ τὴν Ἑλλάδα πόλεις ἅς ἐν ταῖς κοιναῖς συνθήκαις ὥμοσαν τηρεῖν αὐτονόμους* (19. 4). Il faudra attendre jusqu'aux événements de 376 (tentative de Sphodrias contre le Pirée) pour que l'assemblée athénienne proclame solennellement que les Spartiates ont rompu le pacte (*οἱ Ἀθηναῖοι χαλεπῶς φέροντες ἐπὶ τοῖς γεγονόσι ἐφηφίσαντο λελύσθαι τὰς σπονδὰς ὑπὸ Λακεδαιμονίων* (XV 29. 6).

Il est impossible que ces passages ne se rapportent pas tous à un seul et même traité envisagé successivement sous l'un ou l'autre de ses aspects. En effet chacune de ces allusions à la paix se réfère à la précédente à laquelle elle s'enchaîne.

Il serait inconcevable, si des actes différents étaient alternativement envisagés, que l'historien pût ainsi passer de l'un à l'autre sans un mot d'explication pour le lecteur; ce serait l'induire volontairement en erreur. De plus on constate en plusieurs rencontres que ces dénominations divergentes recouvrent toujours un même contenu. Il suffit pour s'en convaincre de comparer Diod. XIV 110. 3-4, XV 5. 1, 9. 4, 19. 1 et 4 où l'on voit reparaître tantôt simultanément tantôt séparément les deux clauses essentielles du traité – autonomie des Etats grecs européens, abandon au Roi des Etats asiatiques<sup>20)</sup> – alors que l'acte lui-même où elles figurent reçoit les dénominations les plus variées, variétés dont il est du reste facile de s'expliquer le choix selon l'orientation de chaque passage. S'agit-il du traité en tant que régulateur des rapports des Grecs avec la Perse, cet aspect-là se reflète dans le titre (XIV 117. 7, 8, XV 9. 4). Si au contraire le traité est mentionné à propos des relations entre Grecs, l'appellation qu'on lui donne en tiendra compte (XV 5. 1, 3, 4; 19. 1, 4).

L'appartenance des deux clauses au même et unique traité est encore attestée par un passage tel que Plut. *Artax.* 21. 6 où la paix en question est qualifiée à la fois de *γενομένη τοῖς Ἑλλήσι*, c'est-à-dire panhellénique, et d'*ἔθροις καὶ προδοσίᾳ Ἑλλάδος* à cause de l'abandon à la Perse des cités asiatiques. Cette cession, comme nous l'avons répété maintes fois, ne pouvait résulter que d'un acte commun de tous les Grecs européens. Or «les Grecs» jusqu'ici ne formaient pas une communauté politique de droit public susceptible de s'engager collectivement. La notion de *κοινὴ εἰρήνη* servit à combler cette lacune. Il suffisait pour cela de rédiger l'acte par lequel toutes les cités s'associaient pour la première fois par des engagements mutuels de façon que fussent satisfaites les exigences du Roi et celles des Spartiates sous les auspices de qui l'acte s'accomplissait<sup>21)</sup>. Celui-ci constitue, techniquement, une *κοινὴ εἰρήνη*, la première de l'histoire grecque, et l'on pourrait dire la seule, car les suivantes ne sont que des rénovations successives de celle-ci. A l'inverse de Xénophon, Diodore, ou plutôt sa source, en est parfaitement conscient, d'où la fréquence chez lui des expressions synonymes *κοινὴ εἰρήνη*, *κοινὰ συνθήκαι*, *κοινὰ ὁμολογία* qui jamais ne paraissent sous la plume de l'auteur des *Helléniques*, phénomène dont la critique a tiré parfois des conclusions erronées faute d'en avoir bien saisi la nature et les causes.

La participation du Roi de Perse à la conclusion de cet acte d'un nouveau genre a créé dès le début chez les Grecs des malentendus qui se traduisent aussi dans les variations de la nomenclature. Nous ne pouvons pour l'instant aborder à fond ce problème auquel nous avons dû faire allusion plusieurs fois au cours de cet exposé. Bornons-nous à suggérer qu'à nos yeux la dénomination de l'acte de 386, la plus complète et la plus conforme à la réalité, est celle qui se lit Diod. XV 19. 1 en

<sup>20)</sup> La solidarité de ces deux clauses et leur rapprochement dans le même traité ressortent également dans Dém. *Libert. des Rhod.* (XV) 26-27 p. ex.

<sup>21)</sup> Nous réservons pour un ouvrage plus étendu la justification détaillée de notre conception de la *κοινὴ εἰρήνη* de 386 et la reconstitution du traité qui l'instituait. Jusqu'ici les circonstances n'ont pas permis cette publication.



ces termes: αἱ κοιναὶ συνθηκαὶ αἱ ἐπ' Ἀνταλκίδου γενόμεναι συνεπιλαβομένον τοῦ Περσῶν βασιλέως<sup>22</sup>). Le verbe συνεπιλαμβάνεσθαι exprime bien un concours bénévole, une aide apportée à quelqu'un dans une entreprise sans qu'il existe nécessairement entre l'auxiliaire et le bénéficiaire de cet appui un rapport juridique quelconque. On peut comparer la phrase par laquelle le même Diodore décrit le retour des exilés Thébains en 378: συνεστράφησαν οἱ φηγάδες, καὶ συνεπιλαβομένων τῶν Ἀθηναίων κατήλθον εἰς τὴν πατρίδα νυκτός (XV 25. 1). Les locutions d'où semblerait résulter une participation juridique du Roi à l'accord ne sont que des abus de langage inspirés par une confusion entre l'état de fait et la véritable situation juridique, confusion d'ailleurs naturelle et facile à comprendre.

La place nous manque pour continuer la comparaison détaillée des deux traditions pour chacun des épisodes diplomatiques qui se succèdent de 386 à 362 et qui ne sont d'ailleurs que des revalorisations de la κοινὴ εἰρήνη de 386, exécutées du reste, à peu de chose près, dans les mêmes conditions. Une telle étude ne ferait que confirmer les résultats précédents et nous obligerait à de continuelles répétitions. Nous nous bornerons donc à indiquer ci-après les principales références et à y renvoyer le lecteur.

*Négociation de 374*: Xén. *Hell.* VI 2. 1 (paix athéno-spartiate) – Diod. XV 38. 1 ss., 45. 2 (κοινὴ εἰρήνη); cf. Pausan. IX 16. 2, I 8. 2, Isocr. *Plat.* (XIV) 1, 5, 10, 24, *Echange* (XV) 110, Didyme col. VII 62, Nepos (XIII) II 2.

*Négociation de 371 avant Leuctres*: *Hell.* VI 3. 2 ss. (paix sparto-athénienne, mais cf. la référence au Roi VI 3. 7–9, 12 et les conditions VI 3. 18) – Diod. XV 50. 4, 51. 1 (κοινὴ εἰρήνη); cf. Plut. *Agésilas* 27 ἔδοξεν οὖν πᾶσιν θέσθαι πρὸς πάντας εἰρήνην καὶ συνῆλθον ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος πρέσβεις εἰς Λακεδαιμόνα ποιησόμενοι τὰς διαλύσεις, *Pélop.* 20 Λακεδαιμόνιοι πᾶσι τοῖς Ἕλλησιν εἰρήνην συνθέμενοι.

*Négociation de 371 après Leuctres*: *Hell.* VI 5. 1–3 εἰρήνη ἦν βασιλεὺς κατέπεμψεν, cf. 36, 37; cf. Syll.<sup>3</sup> 159 ἡ βασιλέως εἰρήνη ἦν ἐποιήσαντο Ἀθηναῖοι καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ἄλλοι Ἕλληνες – Omise par Diodore.

*Négociation de 367 à Delphes*: *Hell.* VII 1. 27 (paix thébano-spartiate) – Diod. XV 70. 2 (κοινὴ εἰρήνη).

*Négociation de 367/6 à Suze et à Thèbes*: *Hell.* VII 1. 33 ss. (l'acte à conclure n'est défini ni dénommé nulle part, mais il ressort du contexte qu'il ne peut être que panhellénique, cf. p. ex. 39 οἱ Θηβαῖοι συνεκάλεσαν ἀπὸ τῶν πόλεων ἀπασῶν ἀκουσομένων τῆς παρὰ βασιλέως ἐπιστολῆς, 40 κοινῶν ὅρκων – Diod. XV 81. 3 (κοινὰ ὁμολογία), cf. Plut. *Pélop.* 30, 31.

<sup>22</sup> On peut en rapprocher la restitution proposée par S. Accame (*La lega ateniese del secolo IV*, p. 51) de Ἰ Γ II<sup>2</sup> 43 (décret d'Aristotélès) ἡ κοινὴ εἰρήνη ἦν ὁμο]σα[ν οἱ Ἕλληνες] καὶ βασιλεὺς κατὰ τὰς συν[θήκας] - Notre propre étude rend cette restitution fort vraisemblable. Elle apporterait d'autre part une confirmation documentaire de plus à notre thèse de l'identité de la Paix du Roi et de la κοινὴ εἰρήνη des Grecs. Dans cette rédaction toutefois ὁμοσαν est abusif en ce qui concerne le Roi.

*Négociation de 362 après Mantinée.* Omise dans Xénophon – Diod. XV 89. 1, 90. 2 (κοινὴ εἰρήνη).

Une lecture attentive de ces passages convaincra, croyons-nous, tout lecteur qu'il s'agit chaque fois d'une négociation identique dont le caractère panhellénique, constamment obscurci chez Xénophon, est par contre toujours mis en bonne lumière par Diodore et ses congénères. Les mêmes événements sont vus, dans les deux branches de la tradition, sous des angles différents, abordés dans un esprit différent, décrits en termes différents. Les mêmes faits ne reçoivent pas les mêmes noms et sont présentés de telle façon que leur identité peut être mise en doute. Pourtant nous n'hésiterons pas, pour les raisons exposées au cours de cette étude, à donner raison à Diodore et à Plutarque (ou plutôt à leurs sources) contre l'auteur des *Helléniques*. Son histoire de la Grèce témoigne d'un bout à l'autre d'une complète imperméabilité à l'égard de tout sentiment panhellénique. Les aspirations, si caractéristiques de son époque, à une organisation pacifique de la Grèce lui sont étrangères; il ignore sereinement leur existence. Tout ce que représente le terme de *κοινὴ εἰρήνη* est pour lui inexistant; la chose n'apparaît pas plus dans son récit que le mot. De là une présentation étriquée de l'histoire diplomatique de l'époque. Il voit tout d'un point de vue étroitement spartiate qui fausse la perspective. Certes les conflits et les intérêts particuliers qu'il met seuls en évidence ne sont que trop réels, mais un historien digne de ce nom n'aurait pas manqué de marquer leur relation avec la grande idée panhellénique qu'ils empêchent de se réaliser pleinement. En ne la mentionnant jamais, Xénophon donne une image incomplète et fausse des actes diplomatiques conclus alors. Son témoignage à ce sujet ne doit être utilisé qu'avec précaution et en tenant toujours compte des observations qui viennent d'être faites. Si l'on prend la peine de procéder ainsi, on verra se résoudre beaucoup de difficultés que la critique moderne a cru découvrir dans la tradition antique et l'on pourra faire l'économie des théories compliquées qu'elle a souvent imaginées pour en rendre compte.

# Verschobener Partizipialgebrauch im Griechischen

(Der Typus «*café chantant*» im Griechischen)

Von *Albert Debrunner*

## I. Der Typus

Der verschobene Partizipialgebrauch, für den ich in diesem Aufsatz einige griechische Beispiele nachweisen möchte, ist namentlich den Romanisten seit dem Aufsatz von Adolf Tobler<sup>1)</sup> wohlbekannt und wird gern als Typus «*café chantant*» behandelt: Nach der strengen Bedeutung des «aktivischen» Präsenspartizips wäre ein *café chantant* eine Kaffeewirtschaft, die *selber* singt; gemeint ist aber eine, *in der* irgend jemand singt, in der *gesungen wird*. Und wer sich etwa herausreden wollte und sagte, wenn man von weitem den Gesang höre, könne man mit einiger Phantasie sagen, die Kaffeewirtschaft selber singe, so versagt auch diese Ausflucht bei Fällen wie *carte payante*: das ist in keiner Weise eine Karte, die *selber* bezahlt<sup>2)</sup>, sondern eine, *für die man* bezahlt hat oder bezahlen muß. Also das Part. Präs. Akt. transitiver Verba bezeichnet in solchen Fällen nicht, wie es seine eigentliche Aufgabe ist, den *Täter* der Handlung, sondern das Lebewesen oder das Ding, *an dem* sich die Handlung vollzieht (Tobler a. a. O.<sup>2</sup> 36). Die Beispiele sind im Französischen ziemlich zahlreich: *thé dansant*, *personne bien portante*, *à porte ouverte* «wenn das Tor geöffnet wird», *un chemin passant* «ein Weg, den jeder betreten darf» usw.

Das Deutsche kennt aber diesen Typus ebenfalls, und schon Jacob Grimm<sup>3)</sup> hat ihn gebührend beachtet. Einige Fälle sind heute ganz geläufig und werden erst bei grammatischem Nachdenken als absonderlich empfunden: *stillschweigende Voraussetzung*, *schwindelnde Höhe*, *die fallende Sucht*, also bei intransitiven Verben, bei denen die Gebrauchsverschiebung nicht so grob wirkt, weil nicht ein *Tun* einer nichthandelnden Sache zugeschrieben wird. Bei transitiven Verben dagegen verurteilen wir heute solchen Partizipialgebrauch, obschon er nicht nur in der Kanzleisprache<sup>4)</sup> sehr verbreitet war, sondern auch von guten Schriftstellern nicht

<sup>1)</sup> «Participia praesentis mit Ausartung des Sinnes. – Gerundium in der Funktion des Infinitivs»: *Z. f. rom. Phil.* 1 (1877) 17–25, erweitert in seinen Vermischten Beiträgen zur franz. Gramm. I<sup>2</sup> (Leipzig 1902) 36–52. Vgl. dazu namentlich Leo Spitzer, *Z. Rom. Phil.* 38 (1917) 358–365 = Aufsätze zur rom. Syntax und Stilistik (Halle 1918) 18ff.

<sup>2)</sup> Trotz Spitzer a. a. O. 364.

<sup>3)</sup> Deutsche Grammatik IV (1837) 63–69 = Neudruck (1896) 67–73. Vgl. noch W. Wilmanns, Deutsche Gramm. III (1906) 104–106, H. Paul, Deutsche Gramm. IV (1920) 68ff. § 319 und O. Behaghel, Deutsche Syntax III (1924) 760–762.

<sup>4)</sup> *Z. B. ihrer ... bei sich führenden Waren* in einer Gesetzessammlung von Graubünden von 1803.



vermieden wurde: *von seinem auswärts besitzenden Vermögen* (Goethe), *bei meinem wirklich unter Händen habenden Stück* (Schiller), *Kraft und Uebung zu den vorhabenden Werken* (G. Keller, Gr. Heinrich III 211), *die unter Händen habende Arbeit* (Gotthelf, Jakobs Wanderungen 236). Noch 1926 las ich in einer Zeitung von einem angesehenen Offizier, der sich *durch eine auf der Nase habende Brille* vor andern auszeichnete, und 1937 in einer Bekanntmachung eines Jagdvorstehers: *die öffentliche meistbietende Gemeindejagd; zu gutfindender Verwendung* kann man oft hören und lesen, und sogar General Wille, der bekanntlich auch im alltäglichen Umgang nur schriftdeutsch sprach, bediente sich in einer Zuschrift an den Bundesrat dieser Wendung – ohne daß sie dadurch richtigeres Deutsch würde. Nur ein Transitivum dieser Art ist aus der Kanzleisprache in die allgemeine Sprache eingegangen, wenn es auch immer wieder von den Sprachpflegern angegriffen wird. *der betreffende* im Sinn von *der, den es betrifft*.

In der lateinischen sprachwissenschaftlichen Syntax<sup>5)</sup> gehen die einschlägigen Beispiele unter dem Stichwort «Part. Präs. Akt. statt Part. Perf. Pass.» mit dem Musterbeispiel *amans* = *amatus* (z. B. in Grabinschriften *ab omnibus amantissimus* u. dgl.). Das waren zunächst offenbar nur vulgäre Entgleisungen von Leuten, die mit den Partizipien und mit dem Gerundivum auf *-ndus* nicht mehr sicher umzugehen wußten. Anderes gehört dem eigenwilligen, bewußt das Ungewöhnliche suchenden Stil eines Sallust und der sog. silbernen Latinität an; so etwa *gignentia* «Gewächse» (eigentlich «Erzeugendes») (vgl. Thes. l. Lat. VI 2, 1992 35) oder *negligens barba* «vernachlässigter (eigentlich «vernachlässigender») Bart». Ein besonders hübsches Beispiel aus Catos *De agricultura* (146, 1) kann ich beifügen: *praeconium praesens* nennt er den Lohn, den der Versteigerungsausrufer (*praeco*) für seine Anwesenheit, d. h. Mitwirkung erhält (vgl. Keils Kommentar S. 157), also gewissermaßen «der anwesende Ausruferlohn» statt «der dem anwesenden Ausrufer gebührende Lohn».

Die englischen Fälle liegen besonders<sup>6)</sup>, weil hier die Form auf *-ing* nicht eindeutig ist. Besseres bieten die slavischen Sprachen; doch kann ich da nur Weniges beibringen, was ich gelegentlich aufgelesen habe. Im Polnischen heißen «Sitzplätze» und «Stehplätze» «sitzende, stehende Plätze<sup>7)</sup>»; das erinnert an die «sitzende» und «wandelnde Kommunion», von der die schweizerische Kirchensprache redet. Im Russischen ist mir in dem berühmten «Allerhöchsten Manifest» des Zaren Nikolaus II. vom 17./30. Oktober 1905 der Ausdruck *podležaščimŭ vlast'ámŭ*<sup>8)</sup> «den unterliegenden Behörden» = «den Behörden, denen *es* obliegt», «den zuständigen Behörden» begegnet; nach dem Wörterbuch von Pawlowskij ist diese Ausdrucksweise geläufig; dieses «unterliegend» hat auch sonst den Sinn unsres «betreffend», z. B. in der Bezeichnung von Gesetzesparagrafen, *denen* eine Sache unterliegt, *unter die* sie fällt.

<sup>5)</sup> J. B. Hofmann, Idg. Forsch. 38 (1917–20) 189f.

<sup>6)</sup> Tobler a. a. O. 38, Hofmann a. a. O. 189f.

<sup>7)</sup> A. Obrębska; s. Idg. Jahrbuch 19, 283.

<sup>8)</sup> E. Boehme, Russ. Lit. I (1917) 104.

## II. Griechische Beispiele

Sozusagen unbeachtet ist geblieben, daß auch das Griechische einige derartige Fälle bietet; die einzige mir bekannte richtige Aeufßerung darüber ist die von Ed. Schwyzer (s. unten Nr. 9).

1. *ὁ ἐπιβάλλον* «der, dem es zusteht»

Das seit Homer belegte transitive *ἐπιβάλλειν* «daraufwerfen, auflegen» kann, wie viele Verba der Bewegung<sup>9)</sup>, auch intransitiv werden; so z. B. ο 297 ἡ δὲ Φεᾶς ἐπέβαλλεν «das Schiff fuhr auf Pheä zu», Plato Phädr. 248a (ψυχᾷ) πατοῦσαι ἀλλήλας καὶ ἐπιβάλλονσαι «sich niedertretend und anfallend», N. T. Mc. 4, 37 τὰ κύματα ἐπέβαλλεν εἰς τὸ πλοῖον «die Wellen schlugen in das Schiff hinein». Von Verwendungen wie *ἐπιβάλλειν τινὶ ζημίαν* (Herodot, Plato, Lysias u. a.) «jemandem Strafe auferlegen» ist durch dieselbe Intransitivierung der beliebte Sondergebrauch von *ἐπιβάλλειν* (τινί) im Sinn von «(jemandem) zufallen» ausgegangen; z. B. Herodot VII 23 ἀπολαχόντες μόριον ὅσον αὐτοῖσι ἐπέβαλλε ὄρουσσαν ... «nachdem sie durchs Los den Teil, der ihnen jeweiligen zukam, zugewiesen bekommen hatten, gruben sie ...»; insbesondere ist τὸ ἐπιβάλλον (τινί, auch ἐπὶ τινα) μέρος seit Demosthenes geläufig; vgl. auch schon Herodot IV 115 τῶν κτημάτων τὸ ἐπιβάλλον «was (ihnen) von dem Hab und Gut zufiel»; Stellen aus den Papyri bei Mayser a. a. O. 84 und Preisigke Wörterbuch I 543 (auch von Zahlungen, Steuern u. dgl.)<sup>10)</sup>.

Auf dieser breiten Grundlage verstehen wir nun den weitem Schritt, den die gortynischen Gesetzesinschriften getan haben: von ὃ ἐπιβάλλει «wem es zukommt, zufällt» zu ὁ ἐπιβάλλον «der dazu Berechtigte, Verpflichtete». In der großen Inschrift<sup>11)</sup> kommt (ὁ) ἐπιβάλλον in verschiedenen Kasus vor, im ganzen 28mal<sup>12)</sup>. Die Grundbedeutung «der, dem es zukommt; der dazu Berechtigte» ist überall noch klar erkennbar; entsprechend dem Inhalt der ganzen Inschrift handelt es sich fast immer um den (oder die) zur Heirat der Erbtöchter oder zur Uebernahme der Erbschaft Nächstberechtigten: z. B. ὁ ἐπιβάλλων ὀπνίεν VII 30. 36, VIII 36, οἱ ἐπιβάλλοντες ταῖ πατρῴοι VIII 9, die Erbtöchter soll τοῖ ἐπιβάλλοντι ὀπνιέσθαι VIII 28. 35. 39. Wenn diejenigen, οἷς κ' ἐπιβάλλει ἀναλῆθαι τὰ κρῆματα («denen es zukommt, den Wertbesitz zu übernehmen») (XI 33f.), die Erbschaft annehmen, so sollen sie allfällige Schulden oder gerichtliche Zahlungsverurteilungen übernehmen; schlagen sie aber die Erbschaft aus, so sollen die Zahlungen aus der Hinterlassenschaft bestritten werden, ἄλλαν δὲ μῆδεμίαν ἄταν ἔμην τοῖς ἐπιβάλλονσι («den Erbberechtigten soll kein sonstiger Schaden erwachsen»)

<sup>9)</sup> Kühner-Gerth I<sup>3</sup> 91ff., Blaß-Debrunner, Gramm. des nt. Griech.<sup>7</sup> (1943) § 308, Mayser, Gramm. d. gr. Pap. II 1 (1926) 82ff., Brugmann-Thumb, Griech. Gramm.<sup>4</sup> 536.

<sup>10)</sup> Das Medium im gleichen Sinn finde ich nur Pap. Petr. II 10 (1) 16 (um 240 v. Chr.) ἐπεὶ τ[ὸ ἡμισυ] μέρος ἐπιβάλλει ἡμῖν τῶν ἐπιβαλλομένων χηνῶν, also neben dem intransitiven ἐπιβάλλει. Mayser a. a. O. 84 A. 2.

<sup>11)</sup> Collitz-Bechtel Nr. 4991, Schwyzer Nr. 179, Solmsen-Fraenkel<sup>4</sup> Nr. 40.

<sup>12)</sup> Die Stellen bei Fraenkel Collitz-Bechtel IV S. 1127; dazu ἐπιβάλλον VII 41.

(XI 40–42). In beiden Fällen sind natürlich die «Berechtigten» die nächsten Verwandten; daher übersetzen J. Kohler und E. Ziebarth in ihrer Sonderausgabe der Inschrift<sup>13)</sup> mehrmals geradezu mit «die Verwandten», und in der Tat zeigt die Stelle XI 8–10, daß *οἱ ἐπιβάλλοντες* sozusagen mit «die Verwandten» gleichbedeutend werden konnte: Wenn der Adoptierte ohne eheliche Kinder stirbt, soll das Vermögen *παρ τὸ[ν] τῷ ἀν[τ]ιπαναμένῳ ἐπιβάλλονταν* (an die erbberechtigten Verwandten des Adoptivvaters) zurückfallen. Aber völlig vollzogen ist die Gleichung *ἐπιβάλλον* = Verwandter nicht; denn die Inschrift kennt auch noch zur Zeugenschaft (IX 34. 36f.), zur Klage (IX 1), zu einer Schenkung (X 18) Berechtigte (*ἐπιβάλλοντες*). Dem entspricht es auch, daß die Wendungen, aus denen *ὁ ἐπιβάλλον* umgebogen ist, nicht nur von der Berechtigung zur Uebernahme eines Vermögens (V 23, XI 33 *οἷς κ' ἐπιβάλλει*, VI 29f. *ὁπῆ κ' ἔ.*) gebraucht wird, sondern auch von der Zuständigkeit eines Gerichts (IX 23 *ὁπῆ κ' ἔ.* «wo der Prozeß hingehört»). Es ist also in unsrer Inschrift überall mit der Uebersetzung «der Berechtigte» oder «der Nächstberechtigte» auszukommen.

Beispiele für diese Bedeutungsverschiebung von *ῥ' ἐπιβάλλει* zu *ὁ ἐπιβάλλον* sind mir sonst nicht bekannt. Denn in dem Papyrus Pap. Par. 66, 2, 2 (203/2 v. Chr.) ist zu *τοῦ ἐπιβάλλοντος* nicht *μηρός* zu ergänzen («des betreffenden Monats», Mayser a. a. O. 84), sondern *μέρους* «für den darauf entfallenden Teil» (Wilcken, Urkunden der Ptol.-Zeit I S. 508. 512).

## 2. τὸ εὐρίσκον (εὐρόν) «der erzielte Preis»

Der Grieche sagte von einer Ware, sie «finde» so und so viel Geld, d. h. sie trage so und so viel ein, erziele den und den Preis<sup>14)</sup>. Die älteste Stelle ist Epicharm fr. 136 Kaibel (aus Pollux IX 79) *εὐρήσουσι δέ μοι καὶ νούμους (εὐρησοῦντί μοι δέκα νόμους Kaibel)*; es folgt Herodot I 196 *εὐροῦσα πολλὸν χρυσίον*, dann Xenophon (Hell. III 4, 24, Oec. 2, 3; 20, 26, Vect. 4, 40) und die jüngern attischen Redner, Theophrast (Char. 15, 4); auch die Inschriften (seit etwa 360 v. Chr.: Dittenberger Syll.<sup>3</sup> 915, 28) und die Papyri (seit dem 3. Jh. v. Chr.) kennen diesen Sprachgebrauch. Der erzielte Kaufpreis heißt aber nicht *τὸ εὐρισκόμενον*, *τὸ εὐρεθέν*, sondern *τὸ εὐρίσκον*, *τὸ εὐρόν*. Das ist schon lange beachtet worden<sup>15)</sup>; da aber, wie das leider üblich ist, der Unterschied zwischen Präsens- und Aoriststamm im Einzelfall gewöhnlich übersehen wird, dürfte eine genauere Behandlung aller mir bekannt gewordenen Stellen nicht überflüssig sein.

Xen. Mem. II 55: «wie wenn einer einen schlechten Sklaven feilbietet (*πωλῇ*) und um den Preis verkauft (*ἀποδῶται*), den er in diesem Fall erzielt (*τοῦ εὐρόντος*)». Aeschines I 96: «er verkaufte jeweilen die Einzelstücke des Vermögens (*ἕκαστον*

<sup>13)</sup> Das Stadtrecht von Gortyn (1912).

<sup>14)</sup> Stellen in den Lexika (auch bei Preisigke); dazu v. Wilamowitz Hermes 40 (1905) 147, D. Gromska, De sermone Hyperidis (Lemberg 1927) 62f., Dittenberger Syll.<sup>3</sup> IV S. 365. Homer braucht dafür *ἀλφεῖν*.

<sup>15)</sup> G. Billeter, Geschichte des Zinsfußes (Diss. Zürich 1898) 15 mit A. 2, Mayser a. a. O. II, 1, 90f.; II 2, 219 mit A. 1, Ditt. Syll.<sup>3</sup> 966 A. 11, P. Wahrmann IF 54 (1936) 62.



τῶν κτημάτων) nicht zum angemessenen Preis, konnte auch nicht auf einen höhern oder auch nur vorteilhaften Preis warten, sondern verkaufte (ἀπεδίδοτο) sie gleich um den Preis, der jeweilen geboten wurde (τοῦ ἤδη εὐρίσκοντος).

*Inschriften:* Ditt. Syll.<sup>3</sup> 966, 36f. (att., 346/5 v. Chr.): «sie sollen die Oelbäume an den, der jeweilen den höchsten Preis zahlt (διδόντι), vergeben; von der erzielten Gesamtsumme (τοῦ δὲ εὐρόντος ἀργυρίου) sollen sie Zinsen berechnen ...» Ebd. 581, 99 (Bündnis zwischen Rhodus und Hierapytna, um 200 v. Chr.): «die Veröffentlichung des Bündnisbeschlusses soll nicht mehr als 100 Drachmen kosten; die hiermit bewilligte Summe (τὸ δὲ εὐρόν) sollen die Schatzmeister aus dem für Volksbeschlüsse ausgesetzten Kredit bezahlen (δόντων).»

*Papyri:* Rev. Laws 48, 15 (259 v. Chr.) = Wilcken Chrestom. 299: ἐπιθέτωσαν τὸ εὐρίσκον «sie sollen jeweilen den Erlös (das Höchstangebot?) öffentlich bekannt machen». Mehrmals kommt τοῦ εὐρίσκοντος als Gen. pretii vor; Mayser übersetzt dies durch «zum laufenden Preis» (a. a. O. II 1, 90), die Papyrusherausgeber gewöhnlich durch «zum erzielten Höchstpreis, zum Höchstangebot». Für die erste Uebersetzung spricht der Präsensstamm und besonders Pap. Soc. It. IV 403, 10 (Mitte des 3. Jhs. v. Chr.) τοῦ εὐρίσκοντος καὶ ἔτι ἐλάττονος σοι ὑπάρξει «es wird dir zum üblichen Preis» (sicher nicht: «zum Höchstpreis»!) «zur Verfügung stehen und noch billiger». Weitere Stellen für τοῦ εὐρίσκοντος sind: Pap. Zenon II 59161, 5 und 59190, 2 (beide 255 v. Chr.); Urk. d. Ptol.zeit I 112 VI 9 (203/2 v. Chr.; = Pap. Par. 62) und 114 I 24 (um 150 v. Chr.; = Pap. Zois 1); Sammelbuch 4512, 15 (167–134 v. Chr.)<sup>16</sup>).

### 3. τὸ αἰροῦν (μέρος) «der darauf entfallende (Teil)» u. dgl.

Nur aus Papyri werden die Wendungen τὸ αἰροῦν «der (darauf) entfallende Anteil, Bruchteil», πρὸς τὸ αἰροῦν, κατὰ τὸ αἰροῦν (μέρος) «anteilmäßig», σὺν αἰροῦντι (μέρει) verbucht<sup>17</sup>. Die Bedeutung hat schon längst Bücheler RhM 56 (1901) 324 aus dem Corpus gloss. Lat. (II 162, 35) ermittelt: *pro rata τὸ αἰροῦν*<sup>18</sup>), κατὰ τὸ ἐπιβάλλον. An τὸ ἐπιβάλλον erinnert ja auch die Verbindung mit μέρος und der gelegentliche Zusatz eines dativischen Pronomens: z. B. εἰς τὸ ἐροῦν μοι μέρος BGU II 405, 10 (348 n. Chr.), κατὰ τὸ αἰροῦν σοι Wessely Stud. XX 95, 33. 34 (340/1 n. Chr.). Andere Wendungen sind selten: Pap. Tebt. II 470, 9 (112 n. Chr.) αἱ αἰροῦσαι ἑκατοστα[ί] «die zukommenden Abgaben von 1%»; Pap. Grenf. II 23, 14 (108 v. Chr.) = Wilcken Chrest. 159 τὰ αἰροῦντα [δ μ]η(νῶν) (τάλαντα) λδ «die entfallenden 34 Talente von 4 Monaten»; Pap. Ryl. II 88, 19f. (156 n. Chr.) ihr sollt mir alle zwei Monate zurückgeben τὰς αἰροῦ[σας δραχμὰς] τριάκοντα ἑξ «die jeweilen fälligen 36 Drachmen»; Pap. Ox. VIII 1127, 20 (183 n. Chr.) «er

<sup>16</sup>) Pap. Soc. It. V 492, 4 (258 v. Chr.) κριθὴν εὐρίσκον[σιν] nicht «die vorhandene Gerste» (Mayser a. a. O., 90f.) sondern mit den Herausgebern «Gerste, die (den und den Preis) erzielt».

<sup>17</sup>) Preisigke, Wörterbuch αἰρέω 3 «anteilig sein; entfallen»; Vitelli in Pap. Flor. zu I 13, 5 und 50, 16. Liddell-Scott-Jones αἰρέω 5b «the sum due» («die geschuldete Summe»).

<sup>18</sup>) Vermutlich ist in <κατὰ> τὸ αἰροῦν oder <πρὸς> τὸ αἰροῦν zu verbessern.

soll dem Vermieter die Miete jährlich in zwei halbjährlichen Raten entrichten, (nämlich) *τὰς αἰρούσας δραχμὰς τριάκοντα* (die ihm zukommenden 30 Dr.)). Auffallend ist auch, daß Mayser a. a. O. II 1, 91 aus ptolemäischer Zeit nur das soeben erwähnte Beispiel aus den Pap. Grenf. kennt, alles andere also offenbar nachptolemäisch ist. Das alles könnte dafür sprechen, daß das Vorbild von *ἐπιβάλλειν* «zufallen» nebst *τὸ ἐπιβάλλον μέρος* (s. oben 1) maßgebend war oder wenigstens stark mitgewirkt hat.

Eine entsprechende Bedeutung von *αἰρεῖν* = *ἐπιβάλλειν* kann ich nur aus einem späten Papyrus belegen: Pap. Flor. I 50, 17. 55. 92 (268 n. Chr.) *ὡς αἰρεῖν ἐκάστῳ* (-του) (*ἀρούρας τρεῖς* usw.) «so daß auf jeden ... entfallen». Die Anknüpfung dieser Bedeutung an die sonstigen von *αἰρεῖν* will nicht recht gelingen. Man wird am besten *αἰρεῖν* «ergreifen, nehmen, gewinnen» neben *εὐρίσκειν* (s. 2) stellen und die Umbiegung wie dort erklären. Mayser a. a. O. erklärt einfach: «*τὰ αἰροῦντα* ... scheint für *τὰ αἰρούμενα* (zukommend) zu stehen» – obwohl ein solches *αἰρούμενα* gar nicht belegt ist. (Passow-)Crönert schließt *τὸ αἰροῦν* unter *αἰρέω* A II 2 mit den Worten «dah(er) Urk(unden) entsprechen, zukommen (= καθήκω)» an die Wendungen *ὁ λόγος αἰρεῖ* «die vernünftige Ueberlegung beweist» u. dgl. an – was ich nicht verstehe, obschon sich Liddell-Scott-Jones (*αἰρέω* II 5 b) ihm anschließen<sup>19)</sup>.

#### 4. *τὸ λαχὸν μέρος* «der erlostete Anteil»

Für *λαγχάνειν*, dessen gewöhnliche Bedeutungen sind: «durch das Los etwas erhalten, – zu einem Amt bestimmt werden, – eine Entscheidung über etwas suchen» geben Liddell-Scott-Jones unter V. noch die Bedeutung: «intr., *fall to one's lot or share*», also «jemandem durch das Los zuteil werden». Seine Beispiele dafür sind aber fast alle teils sicher falsch teils sehr unsicher: a) ι 159f. *ἐς δὲ ἐκάστην* (scil. *νῆα*) *ἐννέα λάγχανον αἶγες* wird von den Homerwörterbüchern und -kommentaren mit «kamen durch das Los heraus, entfielen durch das Los auf» übersetzt und ebenso (bei L.-Sc.-J. fehlend) 334 *οἱ δ' ἔλαχον* «diejenigen (Gefährten) kamen durch das Los heraus». Aber die zweite Stelle läßt sich sehr wohl so verstehen: «sie erhielten durch das Los die Aufgabe, um die nach Vers 332f. gelost wurde» wie z. B. H 171 *κλήρω νῦν πεπάλασθε* (vgl. ι 331 *κλήρω πεπαλάσθαι ἄνωγον*), *ὅς κε λάχῃσιν*, nämlich *πολεμίζειν* *Ἑκτορι δίῳ* (169), und nachher 179 *ἦ Αἴαντα λαχεῖν ἦ ...* «gib, daß entweder Ajas vom Los bestimmt wird oder ...» oder Ψ 862 *Τεῦκρος δὲ πρῶτος κλήρω λάχεν*. Danach ist sicher auch ι 159f. die Möglichkeit gegeben, zu verstehen: «neun Ziegen erhielten durch das Los die Bestimmung, in je ein Schiff zu gehen». – b) Eur. Hel. 214 (Chorlied) *αἰὼν δυσαίων τις ἔλαχεν ἔλαχεν, ὅτε σε τέκετο ματρόθεν Ζεὺς* knüpft an Ψ 78f. an: *ἀλλ' ἐμὲ μὲν κῆρ ἀμφέχευε στυγερὴ, ἣ περ. λάχε γεινόμενόν περ* «ein Todesdämon hat mich mit gähnendem Rachen verschlungen, er, der mich durch das Schicksal als Eigentum erhalten hat

<sup>19)</sup> Ueber ein unsicher vermutetes passivisches *τὸ παρῆλ[κ]όν* «das verschleppte, rückständige» s. Mayser a. a. O. 91 A 1.

gleich nach meiner Geburt<sup>20)</sup>». Euripides überträgt in lyrischer Kühnheit auf die Lebenszeit, was Homer von der persönlicheren *Κῆρ* gesagt hatte. – c) Eur. Hipp. 79f. *ἐν τῇ φύσει τὸ σωφρονεῖν εἴληχεν εἰς τὰ πάνθ' ὁμῶς* ist nach Lesart, Echtheit und Verständnis umstritten; Porson und v. Wilamowitz gewinnen durch Einsetzung von *ὅστις* für *ὅσοις* in Vers 79 ein persönliches Subjekt zu *εἴληχεν*. – d) Plato leg. V 745 d e: die Männer soll man in 12 Gruppen teilen und 12 Lose für 12 Götter machen, dann *ἐπονομάσαι καὶ καθιεῶσαι τὸ λαχὸν μέρος ἑκάστῳ τῷ θεῷ* «die Gruppe, die das Los gezogen hat, je nach dem einzelnen Gott benennen und ihm weihen und Phyle nennen», nicht «die Gruppe, die jedem Gott durch das Los zugefallen ist.» – e) Plato (?) Epinomis 992d *τούτοις (den θεῖοι καὶ σώφρονες usw.) μόνοις τὰ τοῦ δαιμονίου ξύμπαντα ἱκανῶς εἴληχε τε καὶ ἔχει* «denen allein ist alles wahre Glück in ausreichendem Maß zuteil geworden und (bei ihnen) vorhanden» scheint in der Tat ein *λαγχάνει τινί τι* «etwas wird jemandem zuteil» zu enthalten; doch ist die Verbindung von *ἱκανῶς εἴληχε* mit *ἱκανῶς ἔχει* sonderbar. – f) Strabo IX 5, 23 p. 443 *τὴν πρὸς νότον (Θετταλίαν) λαχεῖν φασὶ Δευκαλίῳ καὶ καλέσαι Πανδώραν ἀπὸ τῆς μητρὸς, τὴν δ' ἑτέραν Αἴμονι, ἀφ' οὗ Αἰμονίαν λεχθῆναι* kann kaum anders gefaßt werden als so: «man sagt, das südliche Thessalien sei dem Deukalion zugefallen und dieser habe es nach seiner Mutter Pandora genannt, das übrige sei dem Haimon zugefallen, nach dem es Hämonien genannt worden sei. Auffallend bleibt allerdings nicht nur der harte Subjektwechsel bei *καλέσαι* (aus *Δευκαλίῳ* ist *Δευκαλίῳνα* zu entnehmen, nachher kehrt aber die Konstruktion zum Subjekt *τὴν Θετταλίαν* zurück), sondern auch die Tatsache, daß nur hier Pandora die Mutter des Deukalion wäre, während sonst Pyrrha ihre Tochter ist. Beiden Schwierigkeiten und dazu der unklassischen Verwendung von *λαγχάνειν* im Sinn von «zufallen» wäre abgeholfen, wenn man zu deuten wagte: «*Pyrrha* (die ein paar Zeilen vorher genannt ist: *Πυρραία πρότερον ἐκαλεῖτο ἀπὸ Πύρας*) habe Südthessalien für Deukalion erlost und es nach ihrer Mutter Pandora benannt, das übrige für Haimon ...»

Sicher ist verschobene Bedeutung von *λαγχάνειν* an zwei Stellen, die unbeachtet geblieben sind. Der Anfang der Acta Andreae et Matthiae<sup>21)</sup> lautet: *Κατ' ἐκείνον τὸν καιρὸν ἦσαν πάντες οἱ ἀπόστολοι ἐπὶ τὸ αὐτὸ συναχθέντες καὶ ἐμέριζον ἑαυτοῖς τὰς χώρας, βάλλοντες κλήρους, ὅπως ἀπέλθῃ ἕκαστος εἰς τὸ λαχὸν αὐτοῦ μέρος. Κατὰ κλήρον οὖν ἔλαχεν τὸν Ματθεῖαν πορευθῆναι εἰς τὴν χώραν τῶν ἀνθρωποφάγων. Τὸ λαχὸν αὐτοῦ μέρος* heißt hier offenkundig «seine durch das Los (ihm) zugewiesene Gegend», wofür es klassisch heißen müßte *τὸ μέρος, ὃ ἔλαχεν ἕκαστος*. Ob man nachher *τὸν Ματθεῖαν* als Objekt zu *ἔλαχεν* oder als Subjekt zu *πορευθῆναι* ziehen soll, ist ungewiß; auf alle Fälle ist *ἔλαχεν* unpersönlich «es traf (sich) beim Losen». Die zweite Stelle: Corp. gloss. Lat. II 137, 17 *obtigerit λάχη, κληρωθῇ* ist ohne Satzzusammenhang überliefert; aber wenn wir dem Uebersetzer trauen

<sup>20)</sup> So erklärt richtig Ebelings *Lexicon Homericum* I 963 gegen La Roches «der mir zuteil geworden ist».

<sup>21)</sup> Acta apost. apocr. II 1, 65 Bonnet-Lipsius, abgedruckt in meiner Sammlung «Nachklass. Griech.» (Kleine Texte Nr. 165) S. 21f.



dürfen, war das Subjekt von *λάχη* nicht die Person, die das Los empfängt, da das Lat. nur *sors mihi obtingit* konstruiert, nicht etwa *sortem obtingo*. Und dazu stimmt nun eine ganze Reihe von späten Papyrusbeispielen, die Preisigkes Wörterbuch unter *λαγχάνω* 1 und 3 verzeichnet: *τὸ λαχόν μοι μέρος οἰκίας* «der mir zugefallene Teil des Hauses», *τί ἔλαχεν ἑκάστῳ προσώπῳ* «was jeder Person (als Steuerteil) zugefallen ist», *ἔλαχε ὑμῖν δοῦναι ...*; außer Pap. Gen. 11, 6 (350 n. Chr.) *ἔλαχέν σοι ... τὸ στάβλον τῶν ὄνων* («der Eselstall») stammen alle Beispiele frühestens aus dem 6. Jh. Den Schlußpunkt setzt das Neugriechische: *τοῦ ἔλαχεν ὁ κλῆρος* «das Los ist auf ihn gefallen» (Mitsotakis Taschenwörterbuch unter *λαχαίνω*).

##### 5. ὁ καθήκων, προσήκων «der, dem es zukommt»

*Καθήκειν* und *προσέκειν* *τινί* «jemandem zukommen», auch unpersönlich *—ήκει* *τινί*, ist dem Griechischen seit der klassischen Zeit vertraut. Es wird aber dann und wann *ὁ καθήκων, προσήκων* gesagt statt *ᾧ καθήκει, προσήκει*. Aesch. Ag. 1078f. (1062f.) *τὸν θεὸν καλεῖ οὐδὲν προσήκοντ' ἐν γόοις παραστατεῖν* «sie ruft den Gott an, dem es keineswegs zukommt, in Totenklagen beizustehen». Plato Rep. VI 9 p. 496a (*διανοήματα*) *προσέκοντα ἀκούσαι σοφίσματα* «Gedanken, denen es zukommt (= die es verdienen), Sophistereien genannt zu werden». Ebenda VII 17 p. 539d *ὁ τυχὼν καὶ οὐδὲν προσήκων* «der erste Beste, dem es nicht zukommt (in der Dialektik unterwiesen zu werden)». Aristot. Rhet. II 2 p. 1379 b 12 *ὑπόκειται γὰρ ἡ ὀργὴ τῆς ὀλιγορίας πρὸς τοὺς μὴ προσήκοντας· προσήκει δὲ τοῖς ἡττοσι μὴ ὀλιγορεῖν* «es liegt nämlich zugrunde der Zorn über die Mißachtung, (der Zorn) gegen die, denen es (das Mißachten) nicht zukommt; es kommt aber den Schwächeren zu, (die Stärkern) nicht zu mißachten». Diog. Laert. I 110: Epimenides ließ die Schafe frei und befahl, ihnen zu folgen und, wo sie sich niederlegen würden, *θύειν τῷ προσήκοντι θεῷ* «dem Gott, dem es jeweilen an dem betreffenden Ort zukomme». Lucian jud. voc. 6: «das böse *τ* wäre nicht einmal hörbar, wenn nicht zwei von uns Vokalen, das *α* und das *υ*, uns ihm beigesellten», *ἀγαθοὶ καὶ καθήκοντες δραθῆναι* «die verdienen, gesehen zu werden; die sich sehen lassen dürfen».

Anders liegen die Fälle, in denen durch Weglassung eines ergänzenden Infinitivs die gewöhnliche Konstruktion *προσέκει (καθήκει) τινί τι(ς)* «etwas (jemand) kommt jemandem zu» hergestellt werden kann: Eur. Or. 771 *οὐ προσήκομεν κολάζειν τοῖσδε, Φωκέων δὲ γῇ* «wir kommen nicht diesen, sondern dem Land der Phokier zur Bestrafung zu». Plato leg. VII 15 p. 811d (*λόγοι*) *προσέκοντες τὰ μάλιστα ἀκούειν νέοις* «Worte, die zum Hören besonders für junge Leute passen». Urk. d. Ptol.-Z. I 42, 6 (163 v. Chr.; = Pap. Par. 26) *τὴν καθήκουσαν ἡμῖν δίδοσθαι σύνταξιν τῶν δεόντων* «den Beitrag an unsre Bedürfnisse, der uns zusteht (gegeben zu werden)». Pap. Tebt. I 6, 41 (140/39 v. Chr.; = Wilcken Chrest. 332) *ὑπὲρ τῶν ἀνηκόντων τοῖς ἱερο[ῖς κομ]ίξεσθαι* «für das, was den Tempeln (zum Geliefertwerden) zusteht». Ebenda 5, 31 (118 v. Chr.; = Wilcken Chrest. 260) *ἐ[κτὸς] τῶν καθήκοντων τελεῖσθαι* «abgesehen von dem, was (ihnen) zur Leistung zusteht». Doch beachte man, daß man auch diese Beispiele leicht in

Wendungen mit unpersönlichem ἡκει umsetzen kann, z. B. οὐ προσήκει τοῖσδε ἡμᾶς κολάζειν oder τῇν σύνταξιν, ἣν προσήκει ἡμῖν δίδοσθαι.

#### 6. τὸ συνειδός = ἡ συνείδησις

Von Herodot an heißt συνειδέναι τινί τι «von jemandem etwas wissen, jemandem etwas bezeugen können». Dazu gehört Demosth. 18, 110 «ich nehme an, daß bei jedem von euch mir das Zeugnis des Mitwissens zur Verfügung steht (παρ' ὑμῶν ἐκάστω τὸ συνειδός ὑπάρχειν μοι)»; da ist also τὸ συνειδός soviel wie τὸ συνειδέναι. Seit Sappho ist belegt σύννοια ἐμαντῶ τι «ich bin mir einer Sache (insbesondere eines Fehlers, eines Vergehens) bewußt». Daraus wird, aber erst in hellenistischer Zeit, ebenfalls ein substantiviertes τὸ συνειδός im Sinn von «das Bewußtsein der Tat, das Schuldbewußtsein, das (gute oder schlechte) Gewissen», also wie sonst ἡ συνείδησις<sup>22</sup>), das seit Demokrit vorkommt und von Stobäus sogar dem Bias und Periander zugeschrieben wird. Plut. Poplic. 4 ἐλαννόμενος τῷ συνειδότηι τοῦ πράγματος «umgetrieben von der Mitwisserschaft um die Tat». Plut. mor. 84d (I 168, 22 Paton-Wegehaupt) ἅμα τῷ συνειδότηι τοῦ ἐνδεοῦς δακνόμενος «zugleich gequält vom Bewußtsein der eigenen Mangelhaftigkeit». Paus. VII 10, 16 ὑπὸ συνειδότος ἐπαρρησιάζετο ἀγαθοῦ «aus gutem Gewissen heraus sprach er freimütig». Alciph. I 10, 5 τὸ συνειδός «das gute Gewissen». Heliod. 6, 7 (165, 30f. Bekker) μετὰ ἀγαθοῦ τοῦ συνειδότος «mit gutem Gewissen». Choricus 7, 3 Förster = p. 38 B Boissonade stellt νυττομένη τῷ συνειδότηι «vom bösen Gewissen gestochen werdend» der γλνκεῖα ... ἀπὸ τῶν ἔργων ἐλπίς gegenüber.

#### 7. τὰ περιέχοντα «der Inhalt»<sup>23</sup>)

Wenn περιέχειν «umfassen, umschließen» von Schriftstücken gebraucht wird, so wird es zu «enthalten». So bei Menander fr. 660 (III 193 Kock)

οὐκ ἔστ' ἄκουσµ' ἥδιον ἢ ῥηθεὶς λόγος  
πατρός πρὸς υἱὸν περιέχων ἐγκώμιον

«es gibt nichts Schöneres zu hören, als wenn ein Vater zu seinem Sohn ein Wort spricht, das ein Lob enthält», und in einer dorischen Inschrift von etwa 140 v. Chr. (Ditt. Syll.<sup>3</sup> 683, 11f.) ἐπιστολὰ παρὰ Μιλησίων ἐσφραγισμένην, περιέχουσαν τὰν τε γεγενημένην κρίσιν «einen versiegelten Brief von Milet, der die ergangene Entscheidung enthält». Bleibt das Objekt weg oder wird es durch «so» oder «wie» ersetzt, so wird aus «enthalten» ein «den Inhalt haben, lauten»: z. B. Ditt. Syll.<sup>3</sup> 685, 21 (139 v. Chr.) καθότι τὰ ... γράμματα περιέχει «wie die Schriftstücke lauten», Supplem. epigraph. III 421, 33 (2. Jh. n. Chr.) καθὼς ἡ ὥνῃ περιέχει «wie der Kaufvertrag lautet» (vgl. Ditt. Syll.<sup>3</sup> 1231, 10 mit Anm. 4), Berl. Gr. Urk. I

<sup>22</sup>) Vgl. Fr. Zucker, Syneidesis-Consentia (Jena 1928) 4.

<sup>23</sup>) Vgl. Preisigke, Wörterb. s. v., (Preuschen-) Bauer Wörterbuch zum N. T.<sup>3</sup> s. v., Blaß-Debrunner, Gramm. d. nt. Griech.<sup>7</sup> § 308.

19, 10 (135 n. Chr.) *περιέχων* (falsch statt *περιεχούσας*) *κατὰ λέξιν οὕτως* «(die Briefe), die wörtlich so lauten». Auch das Subjekt kann fehlen: Pap. Flor. I 46, 23 = Mitteis Chrestom. 185 (182/3 n. Chr.) *ὡς περιέχει* «wie in der Urkunde steht», und es kann durch eine Ortsbestimmung ersetzt werden: Jos. Ant. XI 104 *καθὼς ἐν αὐτῇ περιέχει* «wie in dem Brief steht»<sup>24</sup>), N. T. 1. Petr. 2, 6 *περιέχει ἐν τῇ γραφῇ* «es steht in der Schrift» (cod. C verbessernd *ἡ γραφή!*). Und zuletzt wird daraus bei Proklos Chrest. gramm. (Scriptores metr. 234, 1) *τὰ περιέχοντα* im Sinn von «der Inhalt».

### 8. *ἔργα ἐκόντα, ἄκοντα* «(un)freiwillig getane Werke»

An die Partizipia schließen sich *ἐκόν* und *ἄκων* an, die zwar sicher im Griechischen als reine Adjektive empfunden wurden («(un)freiwillig»), aber ursprünglich Partizipia gewesen sind («wollend, nicht w.»; vgl. Walde-Pokorny Vergl. et. Wb. I 244f.). Demgemäß können sie streng genommen nur von Menschen gebraucht werden; von freiwilligen und unfreiwilligen, absichtlichen und unabsichtlichen *Handlungen* können nur die daraus abgeleiteten Adjektiva *ἐκούσιος, ἀκούσιος* «zu einem Wollenden, Nichtwollenden in Beziehung stehend, von einem solchen stammend u. dgl.» gebraucht werden, und so scheidet sich die Verwendung der beiden Wortpaare im allgemeinen sehr scharf (ein gutes Beispiel bietet Plato leg. IX 5 p. 860d–861a). Aber Sophokles verbindet doch gelegentlich *ἄκων προῆγμα* (Oed. Col. 977), *ἔργα ἄκοντα* (239f.), *κατὰ ἐκόντα κοῦκ ἄκοντα* (Oed. R. 1229f.); er verlegt also das Wollen oder Nichtwollen von den Personen in die Taten<sup>25</sup>).

### 9. *ἐπίδηλος* «einer, an dem etwas sichtbar wird»

Gänzlich adjektivisch ist *ἐπίδηλος*. In der Schrift des Hippokrates *περὶ σαρκῶν* (über Entstehung und Aufbau des menschlichen Körpers) 13, 4 (S. 14, 17 der Sonderausgabe von K. Deichgräber) heißt es vom Menschen: vom 7.–14. Jahr *ἐπίδηλος γίνεται* «wird er sichtbar» (Deichgräber: «kommt er ins Wachstum»). Ed. Schwyzler in seinen sprachlichen Erläuterungen zu Deichgräbers Arbeit bemerkt zu dieser Stelle, treffend (S. 92): «*ἐπίδηλα* können eigentlich nur die *σήματα ἡβῆς φαινόμενης* sein ...; durch eine nicht seltene Beziehungsverschiebung wird dann das Adjektiv auch von Personen gebraucht, bei denen die *σήματα ἐπίδηλα* sind.»

## III. Die Deutung

Es hat sich aus II ergeben, daß ähnliche Verschiebungen im Verbalgebrauch, wie wir sie in I kennen gelernt haben, doch auch im Griechischen vorkommen. Bei einem Versuch der Deutung können wir uns natürlich nicht auf das Griechische

<sup>24</sup>) Darum ist auch *τοῦτον τὸν τρόπον* bei Jos. Ant. XII 228 *ἡ... ἐπιστολὴ... τοῦτον περιεῖχε τὸν τρόπον* nicht Objekt, sondern adverbial (Blaß-Debrunner a. a. O. Anh. § 160).

<sup>25</sup>) J. Wackernagel, Vorles. über Syntax I<sup>2</sup> 286: «im Sinne von ‚gewollt, nicht gewollt‘».



beschränken, sondern müssen die Frage allgemein behandeln, um zu sehen, wie sich die griechischen Fälle einordnen.

### 1. Besonderheiten des Partizipialgebrauchs

Die Verschiebungen im Griechischen betreffen zwar nicht ausschließlich, aber doch weit vorwiegend das Partizip.

Wie schon die alten griechischen Sprachphilosophen gesehen haben, nimmt das Partizip eine Mittelstellung zwischen Nomen und Verbum ein, d. h. zwischen dem deklinierbaren Benennungswort und dem konjugierbaren Vorgangswort. Als die Griechen diese beiden als grundlegende Hauptbestandteile des Wortschatzes und des Grammatiksystems erkannt hatten, ergab es sich, daß eben gewisse Formen sowohl deklinierbar als auch konjugierbar waren, also an der Eigenheit des Nomens und des Verbums Anteil hatten; sie gaben ihnen daher den Namen *μετοχή* «Anteilnahme», und die römischen Grammatiker übersetzten das mit *participium* (: *particeps* wie *artificium* : *artifex* usw.); unsre Uebersetzung «Mittelwort» will offenbar dasselbe besagen. Noch genauer gesagt: Das Partizip ist ein Mittelding zwischen Verbum und Adjektiv (denn das adjektivische Part. ist sprachgeschichtlich älter als das substantivische): Das Part. bezeichnet eine mit einem *Tun* oder *Vorgang* zusammenhängende *Eigenschaft*. Ist ein Lebewesen oder ein Ding durch ein aktives *Tun* eigenschaftlich charakterisiert, so ist das gewöhnlich sein *eigenes* *Tun*; deshalb bezeichnet das altindogermanische aktivische *nt*-Partizip, das sich fast in allen Tochtersprachen vorzüglich gehalten hat, normalerweise den Täter selber. Aber das *café chantant* ist doch auch ein Ding, das durch ein *Tun*, wenn auch nicht ein eigenes, charakterisiert ist. Entsprechendes gilt für intransitive aktive Verba, die dann eben einen Vorgang bezeichnen: τὸ ἐπιβάλλον μέρος ist der durch das Zufallen charakterisierte Teil, aber auch ὁ ἐπιβάλλον ist durch das Zufallen charakterisiert, nur daß es sich im einen Fall um den Träger, im andern um das Ziel des Vorgangs handelt. So wirken in dem Typus *café chantant* sicher urtümliche Freiheiten der Partizipialvorstellung nach, die der straffen Eingliederung in aktivische und passivische Verbalformen vorausgingen.

Es sei hier nur nebenbei bemerkt, daß das passivische Partizip ganz entsprechende Freiheiten hatte und z. T. noch heute hat. Das indogermanische Adj. auf *-to-* (und das gleichbedeutende auf *-no-*) hatte ursprünglich die allgemeine Bedeutung «mit den Merkmalen einer Handlung oder eines Vorgangs behaftet»<sup>26</sup>). Je nachdem nun die Merkmale am Täter oder am Betroffenen zum Ausdruck kommen, erhält es aktiven oder passiven Sinn. Das Letztere ist das Häufigere; daher ist *-to-* in den meisten indogermanischen Sprachen (aber z. B. nicht im Griechischen) zum passivischen Part. der Vergangenheit geworden: «mit den Merkmalen des Prügelns behaftet» ist = «geprügelt». Aber der freiere Gebrauch lebt als «Unregelmäßigkeit» da und dort weiter: z. B. lateinisch *potus* «mit den Merkmalen des Trinkens behaftet = betrunken», deutsch *ungegessen* = «nicht gegessen habend», *eingeschlafen* (intransitiv, nicht passiv), altfranzösisch *apris* «gelernt habend» (wie im Deutschen der *gelernte* Arbeiter), deutsch *die abgebrannte Familie* «die Familie, der das Haus abgebrannt ist». Dazu gehören auch die Wunschpartizipia: griechisch *κατάρατος*, französisch *maudit*, deutsch *verflucht* «einer, dem man wünscht: möge er verflucht sein», nachchristlich τὸ ἀβάσκατον παιδίον «das Kind, das kein böser Blick treffen möge».

<sup>26</sup>) F. Sommer, Lat. Laut- u. Formenlehre<sup>2</sup> 599f., Stolz-Leumann-Hofmann, Lat. Gramm.<sup>5</sup> 227. 340. 544f.

Für den ungenauen Gebrauch des Part. Präs. im Deutschen macht J. Grimm<sup>27)</sup> die Unvollständigkeit des Partizipialsystems verantwortlich. In der Tat besitzt das Deutsche wie die romanischen Sprachen nur zwei Grundpartizipien, ein aktives für die Gegenwart (*sagend, parlant*) und ein passives für die Vergangenheit (*gesagt, parlé*); das passive der Gegenwart (*gesagt werdend, étant parlé*) und das aktive der Vergangenheit (*gesagt habend, ayant parlé*) werden durch Umschreibung gebildet, sind daher schleppend und für die lebendige Sprache nicht oder kaum vorhanden. Es wäre also denkbar, daß etwa für die geschraubte Kanzleisprache dem Fehlen dieser unbeliebten Partizipia durch ungenaue Verwendung der gebräuchlichsten einfachen abgeholfen worden wäre. Für das Griechische jedoch mit seinem Reichtum von zehn Partizipien fällt diese Erklärung völlig weg! Tobler (a. a. O. 38f. 51) sieht im Französischen den Einfluß des lateinischen Gerundiums und Gerundivs mitbeteiligt, wohl mit Recht. Spitzer (a. a. O. 363f.) denkt an ungeschickte Uebersetzung aus andern Sprachen (etwa *thé dansant* für *dancing-party*, wo *dancing* Verbalsubstantiv ist, aber in der Form mit dem Part. übereinstimmt) und an Personifikationen der Geschäftssprache (die Börsenpapiere *notieren* so und so viel; so nach Spitzer auch *un billet payant*: die Karte zahle gewissermaßen). Das mag alles irgendwie mitgespielt haben und außerdem noch Analogiebildungen wie *Arrestant* statt *Arrestierter* nach *Malefikant*, *Interessant* statt *Interessierter* nach *Agent* und *Korrespondent*, *Abonnent* statt *Abonnierter* nach *Subskribent*<sup>28)</sup>. Wichtiger aber scheint mir zu sein der Hinweis von W. Meyer-Lübke<sup>29)</sup> darauf, daß in den romanischen Sprachen das Part. dem Verbalssystem entrückt worden sei und deshalb in seiner Bedeutung unsicher geworden. Nur würde ich etwas anders formulieren: Das Part. nimmt sowieso, seinem Wesen nach, eine Sonderstellung im Verbum ein; daher schwankt sein Gebrauch in der Sprachgeschichte, je nachdem das Verbum finitum es stärker oder weniger stark in seinen Bann zieht. Ein anschauliches Beispiel: von den zehn altgriechischen Partizipien bewahrt das Neugriechische nur noch das passive der Vergangenheit und Reste des aktiven und passiven der Gegenwart. Auch unsre schweizerdeutschen Mundarten schränken die Part. stark ein: *verdorbenes Brot*, *ein gefülltes Faß*, *die geschlachtete Kuh* u. dgl. können wir noch in unsre Mundart umsetzen, nicht aber *das arbeitende Volk* oder *die das Hauswesen besorgende Mutter*; ja sogar in der Verwendung des Vergangenheitspartizips sind wir gehemmt: *der vom Vorredner verläsener Brief*, *das gegäbener Wort* u. dgl. ist «Großratsdeutsch». So pendelt das Part. ständig zwischen Verbum und Nomen hin und her, und diese Zwitterstellung erleichtert seine freiere Verwendung oder hält den Weg dazu offen. Vgl. Grimm a. a. O. 63f. (67): «Das particip, noch mehr als der inf., schwebt zwischen dem begriff des nomens und des verbums, es muß darum geneigt sein, den lebendig bestimmten sinn der verbalform aufzugeben»; Wilmanns, Deutsche Gramm. III

<sup>27)</sup> Deutsche Gramm. IV 64 (Abdruck 67).

<sup>28)</sup> J. B. Hofmann, Indog. Forsch. 38, 189.

<sup>29)</sup> Rom. Gramm. III 21.

105: «Das sehr bestimmte Verhältnis, das im allgemeinen zwischen dem Part. und dem Verb. fin. besteht, hemmt die freie Bedeutungsentwicklung, die wir bei andern Suffixen gewahren» (richtig! aber die nachher von Wilmanns angeführten «unregelmäßigen Verbindungen» zeigen, daß eben das Verhältnis nur «im allgemeinen» besteht und die «Hemmung» nicht vollständig wirkt). Ed. Schwyzer (RhM 77, 1928, 235) nimmt an, der Bedeutungsübergang bei *εὑρίσκειν* sei etwa so vor sich gegangen: *ἀπέδοτο οὗ* (= *τούτου δ*) *ἤρκεν* «er verkaufte die Ware zu dem Preis, den sie fand» sei zu *ἀπέδοτο τοῦ εὐρόντος* «um den findenden Preis» geworden. Anders, aber schwerlich richtig, Fr. Specht (KZ 66, 1939, 207): *τοῦ εὐρόντος* sei intransitiver Aorist Aktiv.

## 2. Schwanken zwischen persönlichem und unpersönlichem Verbalgebrauch

Es ist hier nicht der Ort, das Problem der «Impersonalia» oder der «subjektlosen Sätze» zu behandeln<sup>30</sup>). Das Griechische kennt (wie andere Sprachen) den Uebergang vom persönlichen zum unpersönlichen Gebrauch, aber auch das Umgekehrte. Die Bedingungen der beiden gegensätzlichen Vorgänge verdienten ein genaueres und systematisches Studium. Ich begnüge mich mit einigen Beispielen aus verschiedenen Zeiten. Unpersönliche<sup>31</sup>) Verwendung aus der persönlichen: *ἀρκεῖν* «abwehren» Hom., *ἀρκεῖ* «es genügt» Soph.; *δοκεῖν* «erwarten» und «scheinen» Hom., *δοκεῖ* «es scheint» Hom.; *ἐνδέχασθαι* «aufnehmen, zulassen» Herodot, *ἐνδέχεται* «es ist zulässig, möglich» Thuk.; *ἐπιβάλλειν* «zufallen» Herodot (s. o. II 1), *ἐπέβαλλε* mit Acc. c. inf. «es fiel ihnen die Aufgabe zu» Herodot II 180; *ἀπέχειν* «(die Bezahlung) empfangen haben» Aeschin., *ἀπέχει* «es genügt» (Blaß-Debrunner a. a. O. Anh. § 129); vgl. auch z. B. spätlateinisch *habet* «il y a» u. dgl. (Schmalz-Hofmann a. a. O. 622). Umgekehrt<sup>32</sup>): Nach H. V. Velten Language 7 (1931) 234 ist das vereinzelte homerische *μοι οἶεται* (τ 312) älter als das persönliche *οἴομαι* «ich ahne, glaube<sup>33</sup>)». Hier können wir nun die unter II besprochenen Beispiele einreihen: persönliche Verwendung ist zur unpersönlichen umgebogen worden in *τὸ εὐρίσκον, εὐρόν, τὸ αἰροῦν, τὸ λαχόν, τὸ συνειδός, τὰ περιέχοντα, ἔργα ἄκοντα*; umgekehrt *ὁ ἐπιβάλλον, ὁ προσήκων, καθήκων, ἐπίδηλος*.

Das «Unpersönliche» enthält eben oft etwas wenig Faßbares, das keiner genauern Bezeichnung fähig ist: *es donnert* – ja wer denn? Der Gewittergott, das Naturereignis, der Knall einer elektrischen Entladung und sein Widerhall? Wie man will! Eines ist so unanschaulich wie das andere. Entsprechend etwa *es schmerzt*

<sup>30</sup>) Lit. bei Brugmann IF 43 (1925) Beiheft 17 ff., (Stolz-) Schmalz-Hofmann, Lat. Gr.<sup>5</sup> 621 ff. Dazu Wackernagel a. a. O. 117, 119, Th. Kalepky, Die Neueren Sprachen 35 (1927) 161 ff., H. Corrodi KZ 55 (1927) 150 ff., W. Brandenstein IF 46 (1928) 1 ff., W. Havers Wörter u. Sachen 11 (1928) 75 ff.; 12 (1929) 164 ff.

<sup>31</sup>) «Unpersönlich» möchte ich hier nicht nur im Sinn des «Scheinsubjekts *es*» verstanden wissen, sondern wirklich im Sinn von «mit nichtpersönlichem Subjekt».

<sup>32</sup>) Vgl. Kühner-Gerth II 33 ff. 53 A. 1.

<sup>33</sup>) Auch im Deutschen ist vor dem Ende des Mittelalters aus der empirisch-individualistischen Zeitphilosophie heraus das unpersönliche «*es ahnt (ahndet) mir (mich)*» zum persönlichen *ich ahne* umgestaltet worden. Trübners Deutsches Wörterbuch I (1939) 57.



*mich*. Ob ich sage: *der Herr, den es betrifft* oder *der betreffende Herr*, eins wie das andre ist unscharf und doch verständlich<sup>34</sup>). Vor Jahren hat mir ein Kollege geschrieben: *an einer Ihnen gut dünkenden Stelle*; man braucht bloß das Part. in einen Relativsatz umzusetzen, um zu sehen, was daran logisch unscharf ist: *an einer Stelle, die Ihnen gut dünkt*? Nein! *an der es Ihnen gut dünkt* (oder meinetwegen: *die Ihnen passend, geeignet dünkt*).

### 3. Stichwortmäßige Charakterisierung, besonders in der Kanzleisprache

Was über das Schwanken zwischen persönlichem und unpersönlichem Gebrauch gesagt wurde, kann noch in einen weiteren Zusammenhang gestellt werden. Behaghel a. a. O. weist auf die logische Schwäche unsrer Rede hin, die sich nicht nur beim Part., sondern auch bei dem ihm ja nahestehenden Adj. geltend mache. Aus einer Urkunde zitiert er *bi minen lebentigen tagen*, und Paul (a. a. O. III 47 ff. § 44) nennt mit Recht Fälle wie *in Ihren einsamen Augenblicken* (Schiller), *in jungen Jahren*: nicht die Augenblicke sind einsam, nicht die Jahre jung, sondern es sind Augenblicke, *in denen* jemand einsam, Jahre, *in denen* jemand jung ist. Wir denken uns heute gar nichts Böses mehr bei den *zuständigen* Behörden; allein *zuständig*, d. h. *zustehend* ist ein Verbrecher oder ein Vergehen einem Gerichtshof, eine Entscheidung einer Behörde, nicht der Gerichtshof oder die Behörde selber. Aber es schwebt uns eben nur noch allgemein der Begriff der Zuständigkeit, das Zuständigkeitsverhältnis vor, ohne daß wir genau daran denken, wer dabei tätig oder betroffen ist. Auch beim *café chantant*, beim *thé dansant* ist es gleichgültig, *wer* singt; es kommt nur darauf an, daß *jemand* singt, daß *man* tanzt und das *café*, der *thé* dadurch stichwortmäßig charakterisiert wird<sup>35</sup>). So ist auch die *stillschweigende* Voraussetzung eine durch Stillschweigen charakterisierte, *reißender* Absatz ein durch das Stichwort «man reißt sich darum» gekennzeichnet. Der Leser möge die Anwendung dieser Betrachtungsweise auf die griechischen Beispiele unter II selber machen. Daß für stichwortmäßige Etikettierung die Kanzleisprache<sup>36</sup>) ein besonders guter Nährboden ist, versteht man gut; die griechischen Fälle halten sich fast alle an diesen Bereich; in τὸ σννειδός mögen sich die Sprache des Gerichts und die der Philosophie die Hand gereicht haben.

Für die Ungenauigkeit der Kanzleisprache noch zwei griechische Beispiele:

Πληροῦν «voll machen, füllen» wird schon in klassischer Zeit gelegentlich im Sinn von «einer Verpflichtung vollauf nachkommen, eine Schuld bezahlen» gebraucht (Aesch. Sept. 460 θανὼν τροφεῖα πληρώσει χθονί «durch seinen Tod wird er der Erde den Lohn für seine Ernährung bezahlen»), verstärkt ebenso ἐκπληροῦν

<sup>34</sup>) Wilmanns a. a. O. 105: «Der scheinbar passive Gebrauch von *betreffend* beruht auf Ellipse des Objekts und Bedeutungsentwicklung.» Er nimmt folgende Entwicklung an (105 f.): a) *der diese Sache betreffende Umstand*, b) *der betreffende Umstand* (= der in Betracht kommende Umstand), c) *die betreffende Behörde*.

<sup>35</sup>) Es wäre zu untersuchen, ob nicht auch Rückbildung aus einem Substantiv mitspielt, z. B. in *gutfindend* (S. 32) aus *das Gutfinden*, *gut dünkend* (s. o.) aus *das Gutdünken*.

<sup>36</sup>) Auch Mavser a. a. O. II 1, 90 spricht von «kanzleimäßiger Vereinfachung».

«völlig bezahlen» (Plato leg. XII 8 p. 958 b). Zu diesem πληροῦν (τινί) τι «jemandem etwas bezahlen» kennt nun die hellenistische Zeit das persönliche Passiv πληροῦμαι «ich werde bezahlt», auch etwa mit dem Zusatz «mit dem Geld» u. dgl.; das Perfekt πεπληρώσθαι «bezahlt sein» ist geradezu eine Quittierungsformel<sup>37</sup>). Im Deutschen hat offenbar derselbe Uebergang von «jemandem etwas bezahlen» zu «jemanden mit etwas bezahlen» stattgefunden; jedenfalls gewinnt man aus Grimms Wörterbuch (I 1793) den Eindruck, «jemanden bezahlen» (so seit Geiler von Keisersberg) sei jünger als «jemandem bezahlen»<sup>38</sup>).

Und das andere Beispiel<sup>39</sup>): Eingänge von Aktenstücken oder Zahlungen werden in der ägyptischen Kanzleisprache des 3. Jhs. v. Chr. mit πέπτωκεν bescheinigt: «es ist eingelegt, niedergelegt (worden), es ist eingegangen von dem und dem das und das Schriftstück, die und die Summe». Aber daneben findet sich besonders auf Ostraka oft auch die Form: πέπτωκεν ὁ δεῖνα τὴν τιμὴν «es ist eingegangen der und der den Betrag» statt «von dem und dem der Betrag»; πέπτωκεν ist also soviel als «er hat bezahlt». U. Wilcken (Ostraka I 66) bemerkt dazu richtig, das sei eine «sprachliche Geschmacklosigkeit, wie sie ja der Aktenstil nicht nur jener fernen Zeiten gelegentlich zu zeitigen pflegt». In der Tat kann ich mir auch heute einen Vereinsrechnungsführer denken, der etwa notiert: «Bezahlt: Frau Müller 5 Fr.», wobei er sich über die Konstruktion der in kyklopischer Bauweise nebeneinandergesetzten Angaben keine Rechenschaft ablegt; er genießt allerdings dabei den Vorteil, daß im Deutschen viel häufiger als im Griechischen Nominativ und Akkusativ formal nicht geschieden sind.

Umdeutungen vorhandener Sprachformen tauchen überhaupt in der lebendigen Sprache immer wieder da und dort auf. Nur einige wenige Beispiele: Der Engländer sagt seit etwa 1800: *I forget his name* «ich vergesse seinen Namen» statt «ich habe seinen Namen vergessen»; die Verschiebung mag so zustandegekommen sein, daß der Gedanke in die Quere kam: «ich vergesse leider immer wieder seinen Namen» oder «ich weiß seinen Namen nicht mehr» oder «ich bin so vergeßlich» (W. Horn Arch. St. n. Spr. 180, 1942, 113); allgemein gesagt: das Vergessen ist für die Gegenwart peinlich bezeichnend, also «ich vergesse». Eine Verschiebung ist auch das englische Futurum; man erwartet: «ich will gehen, du sollst gehen», es heißt aber *I shall go* «ich soll gehen», *you will go* «du willst gehen» – alles auf den Kopf gestellt! Man mag sich den Vorgang etwa so denken: Auf den Befehl: «Du sollst gehen!» erfolgt die Echoantwort: «Jawohl, ich soll gehen (und will es auch)»; entsprechend: «Ich will gehen» – «Jawohl, du willst gehen (und sollst es auch)».

<sup>37</sup>) Preisigke, Wörterb. und Liddell-Scott-Jones unter πληρόω und ἐκπληρόω, Mayser a. a. O. II 2, 206.

<sup>38</sup>) Man wende für das persönliche πληροῦμαι nicht ein, daß ja im Griechischen auch der Dativ beim Aktiv im Passiv Subjekt werde; denn das gilt nur für intransitive Verba, ein δίδωμαι τινί «ich werde mit etwas beschenkt» zu δίδωμι τινί τι gibt es nicht. Πιστεύομαι τι «ich bekomme etwas anvertraut» ist nicht direkte Umsetzung von πιστεύω τί τινι, sondern Erweiterung von πιστεύομαι «ich genieße Vertrauen», der normalen Umsetzung des intransitiven πιστεύω τινί «ich schenke jemandem Vertrauen»; vgl. Bläß-Debrunner a. a. O. § 312, 1.

<sup>39</sup>) Mayser a. a. O. II 2, 424; II 3, 199f., P. Wahrmann IF 54, 67.

Erhalte ich eine Aufforderung, so mache ich den Willen des andern zum eigenen; befehle ich etwas, so lege ich dem andern meinen Willen unter<sup>40)</sup>. Der Engländer sagt auch: *the book sells well* «das Buch verkauft gut» statt «verkauft sich gut» oder «wird gut verkauft». Wichtig ist eben das gute Verkaufen, und das Buch ist das Ding, um das es dabei geht. Endlich ein deutsches Beispiel (Horn a. a. O. 113): der Kellner sagt: *nicht wahr, Sie bekamen ein Glas Bier?*, wenn der Gast das Glas noch gar nicht hat, sondern der Kellner erst damit vor ihm steht. Der Kellner pflegt eben auch nicht mehr zu fragen: *was wünschen Sie?* oder *was bestellen Sie?*, sondern *was bekommen Sie?*, indem er höflich die kommende Erfüllung des erwarteten Wunsches als schon geschehend vorwegnimmt. Und so heißt eben *Sie bekamen* soviel wie *Sie wünschten, Sie bestellten*.

Das wären ein paar Verschiebungen im Gebrauch der Verbalformen. Jede Sprache will und muß ein System sein; wäre sie es nicht, wäre sie ein völlig regelloses und unübersichtliches Durcheinander ungeordneter Einzelheiten, so könnte sie entweder niemand lernen oder müßte sie sich mit einer im Vergleich zu den Möglichkeiten einer geordneten Sprache äußerst geringen Zahl von Einzelheiten begnügen. Aber nie kann sich eine Sprache völlig an das System binden; das ist schon deswegen unmöglich, weil ein lückenlos vollkommenes Sprachsystem ein lückenlos vollkommenes Denken erfordern würde; vor allem aber wäre es eine unerträgliche Zwangsjacke für das psychische Ausdrucksbedürfnis der Sprechenden: so durchbricht die lebendige Sprache immer wieder das System, bringt «Unregelmäßigkeiten» hinein, macht nachlässig oder gewalttätig Verschiebungen, baut ganze Teile des Systems um. Und die Partizipien gehören zu denjenigen Teilen, die wegen ihres Schwankens zwischen Nomen und Verbum den Verschiebungen besonders ausgesetzt sind.

---

<sup>40)</sup> Aehnlich meint es anscheinend Horn a. a. O. 114.



## Zur Geschichte der sogenannten Neuen Akademie

Von *Olof Gigon*

Es ist ein eigentümliches Zeichen der Größe Platons, daß allein seine Schule, die Akademie, im Bewußtsein des Altertums selber eine wirkliche Geschichte gehabt hat. Platon war für seine Schule in den ganzen neunhundert Jahren ihres Bestehens unantastbare Autorität, und sein Geburtstag ist von Jahr zu Jahr am 7. Thargelion gefeiert worden. Aber sein Werk verknüpfte in so vollkommener Weise den Anspruch der Philosophie, wahres Wissen zu geben, mit der unendlichen Vielsinnigkeit der Dichtung, daß im Laufe der Zeit die verschiedensten Formen des Philosophierens mit gleichem Rechte von ihm sich herleiten und auf ihn sich berufen konnten.

Epikur war nächst ihm vielleicht die stärkste Persönlichkeit unter den Schulgründern und bei den Seinigen nicht weniger Autorität als Platon. Aber er war vor allem der Tröster der von Geister- und Todesfurcht geplagten kleinen Leute, zu deren Heil das starre Festhalten an der Orthodoxie des Meisters mitgehörte. Auf der andern Seite hat Zenon in der Stoa nie eine beherrschende Stellung innegehabt. Es entspricht dem Charakter der Lehre, daß die Stoiker die Verherrlichung eines Einzelnen unter ihnen durchaus unterließen und mehr durch eine gemeinsame Haltung dem Leben gegenüber als durch Uebereinstimmung in der Doktrin miteinander verbunden sind. So ist die Geschichte der stoischen Philosophie erst durch die moderne Forschung entdeckt worden. Der Peripatos endlich entwickelte sich sehr rasch zur reinen Wissenschaft und bewahrte nicht genügend philosophische Mächtigkeit, um sich äußerlich und innerlich gegen die andern auf die Dauer behaupten zu können.

Allen diesen Schulen gegenüber ist die Akademie einzigartig. An ihrem einen Ursprung hat sie unbedingt festgehalten und zugleich das reichste Leben zu entfalten vermocht.

Natürlich haben die verschiedenen Richtungen, d. h. die verschiedenen Platondeutungen in ihr einander nicht diskussionslos abgelöst. Es wird im Gegenteil gerade beständig um das richtige Verständnis Platons gekämpft. Die Akademiker bestreiten einander gegenseitig den Titel eines echten Platonikers, oder er wird ihnen von Außenstehenden bestritten.

Es mag an der Spitze das Bild stehen, das im 5. Jahrhundert n. Chr. der letzte große Nachfolger Platons in der Leitung der Akademie, der Lykier Proklos, von der Geschichte der Schule entwirft. Es steht in der Einleitung seines systematischen Hauptwerkes, der «Theologie auf Grund der Lehren Platons», und ist

zugleich selber ein Beispiel einer Hauptrichtung des Platonismus: «Die Einweihung in die göttlichen Dinge, die fleckenlos auf heiligem Fundamente errichtet ist und bei den Göttern selber seit Ewigkeit besteht, ist durch diese denjenigen, die in jener Zeit sie zu empfangen fähig waren, offenbart worden durch einen einzigen Mann (sc. Platon), den ich wohl mit Recht als den Leiter der wahren Weißen bezeichnen darf, in welche die von den irdischen Regionen abgetrennten Seelen eingeweiht werden, und als den Enthüller der unversehrten und unerschütterlichen Erscheinungen, an denen jene teilnehmen, die in echter Weise nach dem glückseligen Leben suchen. Diese Mysterien nun, die in so erhabener und unaussagbarer Weise durch ihn zum ersten Male gleichsam in heiligen Tempeln aufleuchteten, wurden im Allerheiligsten unverrückbar aufgerichtet und blieben dort der großen Mehrzahl der Besucher unbekannt, bis sie nach bestimmten Zeitabläufen dank einigen wahren Priestern, die das den Mysterien angemessene Leben gewählt haben, wieder hervortraten, soweit es möglich war, und alles erleuchteten und überall Einstrahlungen der göttlichen Erscheinungen bewirkten. Als derartige Ausleger der platonischen Schau, die für uns die hochheiligen Erklärungen der göttlichen Dinge entfalteten und eine ihrem Führer verwandte Natur erlosten, möchte ich nennen den Aegypter Plotinos und dessen Schüler ...»

Das ist Platonismus der spätesten Zeit. Die Philosophie ist voll von den Worten und Bildern der Mysteriensprache und scheint zu einer Theologie geworden zu sein. Der sich selber und die Dinge befragende Philosoph hat sich gewandelt in den von Gott gesandten Eröffner geheimer Weisheit. Die Lehre wird beschrieben unter dem Gleichnis eines Kultbildes. Sie ist der vollkommene und umfassende Bau der Wahrheit, der durch die Autorität der Götter selber gehalten wird. Dennoch wäre es unrichtig, dies ganz platonfremd zu nennen. Es hat seinen guten Sinn, wie Proklos die Geschichte der Akademie versteht. Jene, die von Platon unmittelbar die Offenbarung zu empfangen fähig sind, sind seine direkten Schüler und Nachfolger Speusippos und Xenokrates. Wenn nach ihnen Proklos eine große Schar von Tempelbesuchern überspringt, die nicht bis ins Allerheiligste hineingelangten, und erst im 3. Jahrhundert n. Chr. bei Plotin das Erbe Platons wiederfindet, so ist dies wohlbegründet. Die Geistesverwandtschaft zwischen den ältesten und den jüngsten Platonikern ist nicht zu leugnen. Aber nicht jene und nicht diese sollen uns hier beschäftigen, sondern was dazwischen liegt, der andere Pol des platonischen Philosophierens. Das sind jene Besucher, die im Vorraum des Tempels geblieben sind, in allen Stücken das Gegenteil der pathetischen statuenhaften Endgültigkeit des Proklos und doch Platoniker so gut wie er.

Wir meinen die zweihundert Jahre von rund 250 bis 50 v. Chr. und eine Folge von Platonikern, die von den gleichzeitigen Gegnern und von den späteren Platonikern selber als «Neue Akademie» bezeichnet wurde. Damit sollte gesagt werden, daß sie Neuerer und von der echten «Alten Akademie» Platons abgefallen seien. Von den sogenannten Neu-Akademikern selber stammt dieser ihr Name auf keinen Fall. Es ist vielmehr als Grundtatsache festzuhalten und wird sich im folgenden

immer wieder bestätigen, daß sie sich stets als echte Schüler Platons empfanden und bekannten, als Glieder der einen ungeteilten Akademie. Es ist undenkbar und unbeweisbar, daß jemals irgendeiner von ihnen in einen Gegensatz zu Platon getreten wäre.

Der Name, an den sich für die Späteren der Verrat an der platonischen Tradition knüpft, ist derjenige des Arkesilaos von Pitane (316–241). Ihm haben wir uns vor allem zuzuwenden.

Platon hat kein System der Philosophie hinterlassen. Seine Dialoge führen wohl zu einzelnen philosophischen Einsichten; besonders seitdem das Sokratische in ihm durch den Einfluß des Parmenides und des Pythagoreertums überschattet wurde. Sie führen aber vor allem zum Philosophieren überhaupt, dem es freistand, über jedes erreichte Resultat noch hinauszuschreiten. Seine Vorträge waren Versuche, nie ein vollständiges und endgültiges Ganzes. Das zeigt schon ihre Ueberlieferung. Aber für die Schüler Platons wurden diejenigen Gedanken maßgebend, die ihn in den Diskussionen der letzten Jahre beschäftigt hatten, in erster Linie die Probleme von Zahl und Gestalt, *ἀριθμός* und *εἶδος*. Speusipp und Xenokrates verstanden sich selber als Erben, und nur als das. Dies bestimmte den Charakter ihrer Akademie. Ihre Tätigkeit verlief wesentlich im Sammeln, Ordnen und Ergänzen des platonischen Gutes. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß damit das Entscheidende gefährdet wurde, das entschlossene und unermüdliche Weiterstreben des Philosophierens selber. Wenn dies ausfiel, so mußte gerade die platonische Philosophie, weil sie kein geschlossenes System war, in eine unübersichtliche Masse von Einzeldata zerfallen. Von diesem Augenblick an konnte die Akademie mit den jüngeren Schulen nicht mehr Schritt halten.

So hat sich die Entwicklung bis etwa 270 vollzogen. Peripatos und Stoa überflügelten die Akademie. Der Peripatos empfahl sich durch die virtuose Sicherheit, mit der er sich aller Bereiche der Wissenschaft zu bemächtigen vermochte, und besaß in Aristoteles und Theophrast zwei glänzende Lehrer. Bei Theophrast beginnt freilich schon eine eigentümliche Resignation der Wißbarkeit der Dinge gegenüber. Es fällt auf, wie viele Einzelfragen er als unbeantwortet und unbeantwortbar mit einem *σκεπτέον* verabschiedet: «dies müßte weiter untersucht werden.» Es ist aber ein kluger und beherrschter Skeptizismus und ein allen Maßlosigkeiten abgeneigter ruhiger Blick auf das Leben. In der Stoa wird am eindrucksvollsten gerade die Radikalität der Ethik gewesen sein. Sie ist im Altertum etwas Einzigartiges. Denn nur hier haben wir nicht eine in die Praxis hinaus verlängerte spekulative Anthropologie, sondern im Ansatz wenigstens eine echte Ethik der Entscheidung.

Für uns allerdings ist wichtiger die stoische Lehre vom Sein und von der Erkenntnis. Diese beiden Dinge sind ja in der antiken Philosophie untrennbar: denn «wie das Sein, so das Denken» und umgekehrt. Vom Kampfe gegen die stoische Erkenntnislehre geht Arkesilaos und die ganze «Neue Akademie» aus.

Platon hat im Prinzip stets an der Lehre des Parmenides festgehalten. Der



Gegensatz zwischen der ewig mit sich identischen und allein wahrhaft existierenden Seinswelt, die der *νοῦς* erkennt, wenn er sich in sich selber zurückzieht, und der unendlich veränderlichen scheinhaften Welt des Werdens, der Platon die Sinne zuordnet, ist unüberbrückbar. Auch Speusipp Frg. 29 Lang und Xenokrates Frg. 5 Heinze ändern daran nichts Wesentliches.

Die Stoa dagegen anerkennt nur eine einzige Art des Seins, die sie Körper nennt (wieweit dieser mit der Materie Platons identisch ist, ist eine hier nicht zu verfolgende Frage). Dem steht gegenüber auch eine einzige Art des Erkennens, die durch alle Erkenntnisschichten Platons hindurchbläuft, von der Sinneswahrnehmung ausgeht und im *νοῦς* endet. Dann muß auch das für alle Erkenntnislehre entscheidende Begriffspaar Wahrheit und Schein ganz anders beschrieben werden als bei Platon. Platon unterscheidet Wahrheit und Schein grundsätzlich nach ihrem Objekte, indem das Objekt des *νοῦς* generell und schlechthin Wahrheit ist, das Objekt der Sinne schlechthin Schein. Für die Stoa jedoch betreffen Wahrheit und Schein ein und dasselbe Genus von Objekten. Die Unterscheidung kann also nicht materialer, sondern nur formaler Natur sein. Sie beruht auf der Beschaffenheit des jeweiligen Eindrucks, auf seiner größeren oder geringeren Intensität. (Es ist dieselbe Denkweise, die auch die Erfüllung des ethischen Wesens des Menschen nicht in dem Was eines vollkommenen – materialen – Besitzes sieht, sondern in dem Wie eines vollkommenen – formalen – Verhaltens.)

Schulmäßig formuliert enthält der Erkenntnisbegriff Zenons folgende Elemente<sup>1)</sup>: Das erste ist die bloße Sinneswahrnehmung. Diese gestaltet sich zum Wahrnehmungsbild (*φαντασία*). Dieses Wahrnehmungsbild kann nun entweder «überzeugend» oder «nichtüberzeugend» sein. Als «überzeugendes Wahrnehmungsbild» (*φαντασία καταληπτική*) gilt dasjenige, das in sich die nicht weiter begründbare Evidenz trägt, daß es nur von einem wirklich existierenden und nicht von einem scheinhaften und nichtseienden Objekt stammen könne: *ὅποια οὐκ ἂν γένοιτο ἀπὸ μὴ ὑπάρχοντος*. Diesem von außen eindringenden überzeugenden Wahrnehmungsbild steht gegenüber der *νοῦς*. Er wird, wenn er weise ist, diesem Wahrnehmungsbild seine Zustimmung geben, die *συγκατάθεσις*. Ueber diese Zustimmung verfügt der Mensch frei. Er kann sie geben oder nicht; er wird sie aber immer (und nur) einem überzeugenden Wahrnehmungsbilde geben, wenn er weise ist. Ist die Zustimmung gegeben, so ist die feste Ueberzeugung da, die *κατάληψις*, die das Element der *ἐπιστήμη* ist. So spielen bei Zenon äußere und innere Faktoren zusammen: das Wahrnehmungsbild, das als überzeugend dem *νοῦς* die Zustimmung gewissermaßen vorschlägt, der *νοῦς* selber, der die Zustimmung erteilen kann oder nicht.

Charakteristisch stoisch ist endlich, daß diese Etappen des Erkenntnisvorganges zwar in sich eine Einheit bilden, aber scharf gesondert den verschiedenen Menschengattungen zugeordnet werden, die die stoische Ethik unterscheidet. Der Tor

<sup>1)</sup> Vgl. Stoic. Vet. Frgg. I. 59, 60, 69; dazu Pohlenz, Gött. Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1938, 174ff.

begegnet zwar den Wahrnehmungsbildern, aber er vermag nicht mit Sicherheit überzeugende und nichtüberzeugende zu unterscheiden. Er gibt also seine Zustimmung verkehrt, und die Folge ist eine wirre Masse scheinhafter und schwankender Ueberzeugungen. Der Weise gibt die Zustimmung nur dem Ueberzeugenden und gelangt so zur Festigkeit der *ἐπιστήμη*. Zwischen Torheit und Wissen steht also die *κατάληψις* in der Mitte. Sie kann auf Wirklichkeit oder auf Schein aufgebaut sein.

Mit dieser Lehre ist die gesamte Metaphysik Platons umgestürzt. Auf der Seite des Objektes fällt das Abgesondertsein der Welt der ewigen intelligiblen Gestalten vom sichtbaren Kosmos, auf der Seite des Erkennens der Vorrang des für sich bestehenden autarken Geistes vor allen andern Fähigkeiten des Menschen. So hat sich denn Arkesilaos mit rücksichtsloser Entschiedenheit gegen die stoische Erkenntnislehre gewandt. Der Angriff ist so geführt, wie wir es von Platon her erwarten<sup>2)</sup>.

Einesteils weist Arkesilaos Fehler im Gesamtaufbau des Erkenntnisvorganges nach. Denn erstens fällt der Begriff der Zustimmung unter die Kategorie der Urteile, kann also sinngemäß nur *πρὸς λόγον*, Behauptungen gegenüber erfolgen, nicht aber Wahrnehmungsbildern. Zweitens gibt es keine Mitte zwischen dem Wissen des Weisen und dem Meinen des Toren. Wenn der Begriff der Ueberzeugung beides decken und in der Mitte stehen soll, so ist dies ein bloßer Schein. Denn eine Ueberzeugung, die auf einer verkehrten Zustimmung beruht, und eine solche, die auf ein wahrhaft überzeugendes Wahrnehmungsbild antwortet, haben nur den Namen gemeinsam. Die eigene Voraussetzung des Arkesilaos bei dieser Kritik ist die platonische, daß Wesenserkenntnis und Sinneswahrnehmung (Wissen und Meinen) zwei voneinander völlig unabhängige Bereiche darstellen, zwischen denen kein Uebergang möglich ist.

Andernteils und vor allem greift Arkesilaos den kritischen Punkt der stoischen Theorie an, den Begriff der von Fall zu Fall über die Zuverlässigkeit eines Wahrnehmungsbildes entscheidenden Evidenz. Evident ist nach der Stoa, wie wir sahen, ein Wahrnehmungsbild, das in einem realen und mit sich eindeutig identischen Objekt seinen Ursprung hat. Aber nach Platon gibt es in der Welt der sinnfälligen Körperlichkeit kein eigentliches Sein und keine dauerhafte Identität<sup>3)</sup>. Dann gibt es auch keine eindeutigen und überzeugenden Wahrnehmungsbilder. Denn die Objekte, von denen sie ausgehen, sind unbegrenzt wandelbar und verwechselbar und nicht voneinander zu unterscheiden. Ein Eindruck kann auch von einem ganz andern Objekte stammen, als wir meinen. Wir können hierüber niemals Gewißheit haben. So weist Arkesilaos die Verwechselbarkeit aller Sinneseindrücke empirisch nach. Einzelne Gruppen von Beispielen lassen sich herausheben. Es wird gezeigt, wie Nichtseiendes für Seiendes gehalten wird, besonders in den vier Fällen der Phantasievorstellungen, der Träume, der Wahnvorstellungen der Betrunknenen

<sup>2)</sup> Die Hauptstelle ist Sextus Emp. Adv. Log. I. 150–158.

<sup>3)</sup> Vgl. etwa Tim. 27 D/28 A.

und Wahnsinnigen<sup>4)</sup>. Ferner kommt es vor, daß faktisch verschiedene Objekte nicht voneinander unterschieden werden können: zwei Eier, zwei Abdrücke eines Siegelrings in Wachs nebeneinander, berühmte Fälle von ununterscheidbaren Zwillingen<sup>5)</sup>. Die antike Philosophie ist in der Wahl solcher Beispiele nie sehr erfinderisch oder anspruchsvoll gewesen. Bezeichnend ist, daß viele Beispiele aus dem Drama zu stammen scheinen, wie denn die griechische Philosophie überhaupt ihr konkretes Diskussionsmaterial in erstaunlichem Umfang nicht aus der unmittelbaren Beobachtung der Dinge, sondern aus der Literatur bezieht. Es ist nicht zu verkennen, daß die theoretische Grundlage dieser Argumentation des Arkesilaos platonisch ist. Für Platon ist ja die Materie unendlich veränderlich, unfäßbar fließend. Einen Logos gibt es von ihr nicht, denn wo *πάντα ῥεῖ*, kann man nicht Fuß fassen.

Dazu hat Arkesilaos im Sorites eine charakteristische Beweismethode angewandt. In seiner klassischen Form ist der Sorites in der Frage enthalten: Wieviele Getreidekörner braucht es, damit ein «Haufe» entsteht? Beim wievielten Korne wird man von einem «Haufen» reden, beim 49. oder beim 50.? Die Grenze, wo der Haufe beginnt, ist vernünftigerweise nicht angebbar. Allgemein gesagt: Im konkreten, meßbaren Stoffe ist eine Grenze zwischen Viel und Wenig, Groß und Klein eindeutig nicht aufzufinden, bzw. es wird ein Quantum geben, das zugleich Viel und Wenig heißen kann, eine Größe, die zugleich Groß und Klein ist. Dies wendet Arkesilaos an auf die Grenze zwischen überzeugenden und nichtüberzeugenden Wahrnehmungsbildern. Das letzte und schwächste überzeugende Wahrnehmungsbild ist konkret von dem ersten nicht mehr überzeugenden Wahrnehmungsbild nicht zu unterscheiden. Wenn es aber überhaupt ununterscheidbare Wahrnehmungsbilder gibt, dann ist die Folgerung nicht aufzuhalten, daß wir gar nicht wissen können, ob nicht sämtliche Wahrnehmungsbilder so beschaffen sind, daß sie ebenso gut von einem irrealen wie von einem realen Ursprung stammen könnten<sup>6)</sup>. Damit ist das stoische Kriterium der Wahrheit als nichtig erwiesen.

Zugrunde liegt diesem ganzen Gedankengang ein durchaus ernsthaftes Motiv, das man etwa das Problem der Quantifizierung des Qualitativen nennen könnte. Die in sich absoluten und klaren Begriffe des Viel, Groß, Ueberzeugend verwischen sich auf der Ebene des Sinnlich-Quantitativen. Platonisch gesprochen: In der Materie verwandeln sich die festen Grenzen der *εἶδη* in fließende Uebergänge, die rational nicht mehr faßbar sind. Die eindeutige Gestaltetheit, die bei Platon für das Seiende konstitutiv ist, löst sich auf.

Man könnte vielleicht auch anders sagen: Wo Wahr und Falsch durch bloße «Gradunterschiede» auf ein und derselben Ebene der sinnlichen Wirklichkeit bestimmt werden und nicht durch die Beziehung auf wesenhaft verschiedene Ebenen der Wirklichkeit, da ist es unvermeidlich, daß sich vieldeutige Grenzfälle einstellen.

<sup>4)</sup> S. etwa Cic. Luc. 47f und 88–90.

<sup>5)</sup> S. etwa Cic. Luc. 54.

<sup>6)</sup> Vgl. Cic. Luc. 49f., 92–94.



Arkesilaos zieht die Folgerungen radikal. Wenn überhaupt, in einem noch so geringen Maße, Verwechslungen möglich sind, wer garantiert dann, daß sie nicht in größtem Umfange eintreten können und daß nicht die größten Täuschungen möglich werden? Und wenn in einem einzigen Falle eine Verwechslung von Überzeugend und Nichtüberzeugend möglich ist, dann ist das ganze Prinzip hinfällig. Diese Folgerungen sind wiederum gültig nur auf der Ebene des generell bestimmten platonischen Wahrheitsbegriffs, wo der Geist unter allen Umständen zuverlässig, die Sinne unter allen Umständen trügerisch sind. Die Stoa ist nicht genötigt sie anzuerkennen, da sie ihre Skala, die vom Nichtüberzeugenden zum Ueberzeugenden führt, unbegrenzt differenzieren kann und nur als einen besondern Fall zu registrieren braucht, was für Arkesilaos als die unzulässige Ausnahme gilt, die die ganze Regel ruiniert.

Das Ergebnis des Platonikers ist klar. Es gibt keine unverwechselbaren, überzeugenden Wahrnehmungsbilder. Also ist die Zustimmung des Geistes zu irgendwelchen Wahrnehmungsbildern unmöglich und unerlaubt. Dann ist aber gültiges Wissen nach stoischem Begriffe nicht zu erreichen.

Dagegen vertritt nun Arkesilaos in der Ethik den Satz, den unausgesprochen schon der platonische Sokrates lebt und den die Stoa ausdrücklich formuliert: Es widerspricht dem Begriffe des Weisen, daß er bei bloßen Meinungen bleibt; stoisch gesprochen, daß er seine Zustimmung Wahrnehmungsbildern erteilt, die nicht überzeugend sind. Solchen Wahrnehmungsbildern gegenüber muß der Weise seine Zustimmung um jeden Preis zurückhalten. Da es nun nach Arkesilaos überhaupt keine überzeugenden Wahrnehmungsbilder gibt, so bleibt dem Weisen nichts anderes als die vollständige Zurückhaltung, die *ἐποχή* übrig<sup>7)</sup>.

Es darf aber nicht vergessen werden, daß diese *ἐποχή*<sup>8)</sup> nur dem stoischen Erkenntniswege gegenüber ausdrücklich gilt. Sie läßt durchaus den Raum frei für die Ideenschau Platons. Oder soll man geradezu sagen: Arkesilaos verteidigt damit den platonischen Wahrheitsbegriff gegen die Stoa?

Ehe wir darüber entscheiden können, muß seine Wirksamkeit von einer andern Seite her betrachtet werden.

Was Platon für die Öffentlichkeit geschrieben hat, sind ausschließlich Dialoge. Die Stoa kennt diese literarische Form nicht, auch wenn Zenons «Erinnerungen an Krates» vielleicht den xenophontischen «Erinnerungen an Sokrates» recht ähnlich gewesen sind. Dies bedeutet nicht nur die Preisgabe einer Form, die schon bei einem Xenokrates und Aristoteles zweifellos nicht mehr als eben eine Form gewesen ist. Dies bedeutet, daß das Philosophieren selber anders akzentuiert wird. In der reinsten Form des platonischen Dialoges kommt es auf die Bewegung des zum Nichtwissen und dann zur Erinnerung kommenden Denkens an. Die Lehrschrift der Stoa und schon der Vortragsdialog des Aristoteles zielen dagegen auf

<sup>7)</sup> Vgl. Cic. Luc. 67 und 77.

<sup>8)</sup> Von wem dieser Begriff geschaffen ist, wird sich bei dem Zustand unserer Ueberlieferung schwerlich feststellen lassen.

die geradlinige Darlegung fertiger Resultate. Aporetisches Philosophieren wandelt sich in dogmatische Philosophie. Daß damit das eigentlich Sokratische an Platon verloren ging, dies gewissermaßen entdeckt zu haben ist die zweite entscheidende Tat des Arkesilaos. Er hat selber nichts geschrieben, im auffallenden Unterschied zu seinen stoischen und peripatetischen Zeitgenossen wie zu seinen Vorgängern in der Akademie. Dies kann nicht anders gedeutet werden, als daß er bewußt die sokratische Haltung erneuern wollte. Wie Sokrates als Nichtwissender allein mit der Waffe des lebendigen Gespräches gegen die alleswissenden, für teures Geld dozierenden Sophisten kämpft, so kämpfte er gegen die Stoa. Es würde uns nicht wundern, wenn er seine Stellung zur Stoa als Fortsetzung dessen bewußt empfand, was er über Sokrates im Protagoras, im Euthydemos, im Gorgias las. Es scheint sogar, daß er wie Sokrates in beliebiger Öffentlichkeit diskutierte, über den Rahmen der Schule hinaus. Timon von Phleius hat ihn darum gehässig als «Freund des Pöbels» geschildert (Frg. 34 Diels).

Für uns ergibt sich, beiläufig bemerkt, daraus, daß unser ganzes Wissen über ihn aus Berichten seiner Hörer stammen muß. Dann haben wir auch wie bei Sokrates grundsätzlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es mehrere einander widersprechende und dennoch gleich ursprüngliche Traditionen gab. Wir wissen wenigstens die Namen von zwei Hörern, die die Gespräche des Arkesilaos aufgezeichnet haben: ein uns sonst unbekannter Pythodoros<sup>9)</sup> und wahrscheinlich auch Lakýdes von Kyrene, der später Leiter der Akademie wurde<sup>10)</sup>.

In den Berichten wird vor allem angespielt auf die berühmte Stelle der platonischen Apologie, wo Sokrates von sich sagt, er sei wohl darum von Apollon für den Weisesten erklärt worden, weil er allein wisse, daß er nichts wisse (21 A ff.). Kein Zweifel, daß sich Arkesilaos darauf berufen hat, wenn er mit seinen Gesprächen die Menschen zum Nichtwissen bringen wollte. Daß dies sein Ziel war, zeigt, was wir von seiner Methode hören. Sie wird beschrieben als ein «in utramque partem disputare». Jede Behauptung wurde nach beiden Richtungen des pro und contra erörtert, bis sich das vollkommene Gleichgewicht der Argumente ergab, die *ἰσοσθένεια τῶν λόγων* in der vom Wissen befreienden Aporie<sup>11)</sup>. Weiterhin heißt es, daß Arkesilaos niemals selber Behauptungen aufstellte, sondern immer nur die Thesen der Gesprächspartner widerlegte<sup>12)</sup>.

Von dieser Art des Dialoges, die sokratisch heißen darf, auch wenn sie zur systematisch gehandhabten Methode erhebt, was beim platonischen Sokrates aus der Natur des Fragenden selbst mit innerer Notwendigkeit hervorzugehen scheint, besitzen wir eine Nachbildung in einem sehr merkwürdigen Buche. Als Cicero im Jahre 45 durch häuslichen Kummer gedrückt in der Zeit der härtesten Diktatur Cäsars von jeder politischen Wirksamkeit völlig und hoffnungslos abgeschnitten war, da klammerte er sich an den für einen römischen Nobilis wahrhaft verzweif-

<sup>9)</sup> Ind. Ac. Herc. Col. XX, z. 42f Mekler.

<sup>10)</sup> Suidas s. v. Lakýdes; die Notiz ist freilich nicht ganz ohne Bedenken.

<sup>11)</sup> Cic. Ac. I. 45, Eus. Praep. Ev. XIV. 4, 15.

<sup>12)</sup> Cic. Fin. II. 2; V. 10; Nat. Deor. I. 11 u. a.

ten Ehrgeiz (einen Ehrgeiz, dessen er sich zu jeder andern Zeit aufs tiefste geschämt hätte), nun doch wenigstens ein rechter Philosoph im Sinne der Akademie zu sein. Er unternahm es, ein Werk zu schreiben, in welchem er als sokratischer Lehrer mit einer Schar von bezeichnenderweise anonymen Schülern ein derartiges elenktisches Gespräch führt. Es sind die Tusculanen, ein Buch, das gerade wegen der Schulgerechtigkeit der Anlage letzten Endes das eindrucksvollste Denkmal der Verzweiflung Ciceros an seiner römischen Aufgabe ist.

Von wirklicher Aporetik ist allerdings in den Tusculanen trotz ihrer Form nicht viel zu finden. Das war von Cicero nicht zu verlangen. Aber gerade Cicero ist wiederum unser Hauptzeuge dafür, daß Arkesilaos in der Tat echte Aporetik meinte und nicht etwa einen dogmatischen Agnostizismus: So gewiß es ist, daß wir die Wahrheit nie werden erfassen können, so unbedingt ist die Pflicht, sie unermüdlich zu suchen<sup>13</sup>). Auch die Begründung beider Hälften dieser paradoxen Einheit dürfen wir vielleicht aus Cicero ablesen: Wir suchen die Wahrheit, weil wir als Menschen und Philosophen daraufhin angelegt sind. Wir scheitern in diesem Suchen, weil wir Menschen sind und nicht Gott<sup>14</sup>).

Insofern ist das Suchen der Wahrheit die Glückseligkeit des Weisen, und so ist es auch zu verstehen, wenn es geradezu als das Telos und die Eudaimonie des Lebens bei Arkesilaos bezeichnet wird<sup>15</sup>).

All dies ist durchaus platonisch. Es ist zu erinnern an die Phaidrosstelle 278 D, die das Beiwort σοφός Gott allein vorbehält, während dem Menschen nur φιλοσοφία gegeben sei. Daß dies nicht bloß ein gelegentlicher Einfall ist, zeigt schon der Umstand, daß derselbe Gedanke bei dem Platonschüler Herakleides vom Pontos dem Pythagoras zugeschrieben wird (Frg. 78 Voß). In seiner eigentümlichen Prägung gehört er zweifellos Platon. Aber weil diese Deutung des Namens Philosophos den Akademikern so wichtig war, führten sie sie auf jene Gestalt zurück, die dem alten Platon als Urahn aller Philosophie erschienen war. Philosophia ist nichts anderes als das unendliche Suchen nach Wahrheit, das erst jenseits des menschlichen Lebens seinen Abschluß findet. Immerhin, die Ideenschau steht bei Platon offenbar neben und nicht unter der Aporetik. Diese hat an jener ihre Grenze, auch wenn das Verhältnis nicht ganz klar wird. Darum stellt sich für Arkesilaos abermals die Frage: Hat die Energie, mit der er gerade die stoische Erkenntnislehre und nichts anderes ausdrücklich bekämpfte, ihren Sinn wirklich nur im Negativen, oder fordert sie nicht als Ergänzung die Annahme, daß sie bloß den Boden reinigen sollte für einen positiven Aufbau des platonischen Wissens?

Wir hören in der Tat an vielen Stellen, daß Arkesilaos esoterisch einen doch wohl platonischen Dogmatismus gelehrt habe. Die Texte lassen keinen Zweifel. Es reden davon Cicero, Luc. 60, und nach Cicero Augustin c. Acad. III. 38, ferner Diokles von Knidos bei Eus. Praep. Ev. XIV. 6, 5 und Sextus Pyrrh. Hyp. I. 234. Es

<sup>13</sup>) Etwa Cic. Luc. 7-9, 65-66, Fin. I. 13 u. a. Dazu die ausgezeichneten Bemerkungen von Armin Arkesilaos in P.-W. II Sp. 1166, z. 58ff.

<sup>14</sup>) Vgl. Cic. Luc. 7 mit Aug. c. Acad. I. 9, I. 23; ferner Cic. Hortensius frg. 50 Müller.

<sup>15</sup>) Sext. Pyrrh. Hyp. I. 232 und Cic. Fin. III. 31.



sind also mehrere, voneinander unabhängige Traditionen. Als gänzlich unwahrscheinlich werden sie abgelehnt von Zeller, Phil. d. Gr. III. 1 (4. Aufl.), 510, und von Goedeckemeyer, Gesch. d. Gr. Skeptizismus, 38. Ohne klare Stellungnahme äußern sich Brochard, *Les sceptiques grecs* (2. Aufl.), 115ff., und Arnim P.-W. Arkesilaos, Sp. 1167, z. 33ff. Es ist indessen bedenklich, dieser an sich untadeligen Ueberlieferung zu mißtrauen. Denn die beiden einzigen stichhaltigen Gegengründe sind nicht hinreichend: Ueber den Inhalt dieses esoterischen Dogmatismus erhalten wir nirgends auch nur die geringste Auskunft, und es ist unbestreitbar, daß die überwiegende Masse der Tradition gar nicht mit einem solchen Dogmatismus rechnet. Indessen ist die Sache doch nicht so ganz unmöglich. Man hat vor allem zu erinnern an die zum Teil im engsten Schülerkreis gehaltenen Vorlesungen Platons. Wir wissen ja auch von diesen nur sehr wenig und wüßten noch weniger, wenn uns nicht durch eine gar nicht selbstverständliche Entwicklung der Philosophiegeschichte die Schulvorlesungen des Aristoteles erhalten geblieben wären. Wenn die Verhältnisse bei einem Platon so liegen, wieviel dürften wir dann von den Schulvorträgen des Arkesilaos erwarten! Was ferner den esoterischen Charakter der Lehren des Arkesilaos betrifft, so darf, wiederum im Sinne der platonischen Akademie, an den pythagoreischen Kreis gedacht werden, der gerade in der Zeit Platons der Auffassung war, der Meister habe den eigentlichen Kern seiner Weisheit nur als Geheimlehre überliefert. Die Autorität des Pythagoras ist bei den Schülern Platons in ständigem Wachsen gewesen. Es gibt aber auch zu denken, daß nach Diog. Laert. VIII. 21 Aristippos von Kyrene, der bedeutendste Schüler des Lakydes, also ein Enkelschüler des Arkesilaos, in einem Buche über die alten Naturphilosophen Pythagoras aufs höchste gerühmt hat: «seine Aussprüche seien nicht weniger wahr als diejenigen des pythischen Apollon». Sollte also anzunehmen sein, daß Arkesilaos die platonischen Lehren von Zahl und Gestalt esoterisch vortrug und nur mit ihrer negativen Voraussetzung, dem Kampf gegen die Stoa, und mit der sokratischen Aporetik an die Oeffentlichkeit trat? Man mag einwenden, daß damit Arkesilaos eine psychologisch nicht leicht zu verstehende Haltung zugeschrieben wird. Aber die Schwierigkeit ist im Grunde nicht größer, als sie bei Platon selber besteht. Oder wer wollte behaupten, daß das Verhältnis von Aporetik und positiver *ἐπιστήμη* schon in den Frühdialogen nicht ein noch ungelöstes Rätsel darstellte?

Arkesilaos hat eine überaus starke Wirkung ausgeübt. Er hat mit einem Schlag der Akademie wieder den ersten Platz unter den Philosophenschulen verschafft. Selbst wenn uns dies nicht ausdrücklich bezeugt wäre, könnten wir es ablesen an der Heftigkeit der Angriffe, denen er wie wenige Philosophen ausgesetzt war.

So ist vermutlich bald nach seinem Tode eine offenbar anonyme Schmähschrift erschienen «Ueber die Ueppigkeit der alten Philosophen», die besonders ausführlich über ihn handelte und die wildesten Klatschgeschichten aus seinem Leben erzählte. Die erhaltenen Biographien haben manches daher<sup>16)</sup>. Einen Anhaltspunkt

<sup>16)</sup> S. Wilamowitz, Antigonos von Karystos, 18ff.

solcher Geschichten mögen die reichen Symposien gebildet haben, die er veranstaltet zu haben scheint, platonische Tradition weiterführend und vielleicht gleichzeitig damit gegen die kynische Asketik der Stoa protestierend.

Wichtiger ist eine andere Art von Polemik gegen ihn, die sehr viel ernsthafter auftrat und darum bis in die neueste Zeit oft nicht durchschaut worden ist. Sie hat bestritten, daß Arkesilaos ein Platoniker sei, und behauptet, er habe als Apostat und Neuerer seine Weisheit von dem etwas älteren Philosophen Pyrrhon von Elis gestohlen. Das ist auch von der modernen Forschung vielfach angenommen worden. Aber eine genauere Prüfung der Tatsachen zeigt die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung. Wir erwähnen hier nur einige Hauptpunkte.

Daß Arkesilaos von Pyrrhon abhängig sei, wird ausschließlich von Gegnern der Akademie berichtet. Die innerakademische Tradition bei Cicero scheint nichts von einer solchen Beziehung zu wissen, nicht einmal um sie zu leugnen. Erstaunlicherweise hat auch der vornehmste philosophische Gegner des Arkesilaos nichts davon gewußt. Der Gründer der Stoa, Zenon von Kition, hat in einem Buche gegen Arkesilaos diesen dadurch zu widerlegen gesucht, daß er Platon angriff (SVF I. 12). Er hat also von vornherein angenommen, daß Arkesilaos mit Platon solidarisch sei. Die Bedeutung dieser Tatsache wird dadurch nicht gemindert, daß die Späteren dies für ein Mißverständnis Zenons erklärten. Zu demselben Ergebnis führt ein anderes Zeugnis, das noch lehrreicher ist. Der Zenonschüler Ariston von Chios hat Arkesilaos verspottet in einem Vers, der der homerischen Schilderung eines mythischen Fabelwesens nachgebildet ist: «Vorn ist er Platon, hinten Pyrrhon, in der Mitte Diodoros» (SVF I. 343, 344). Der Vorwurf, den dieser Vers enthält, ist klar. «Vorn», also offiziell und vor der Welt, ist Arkesilaos ein Platoniker, aber hinter seinem Platonismus verstecken sich Lehren ganz anderer Herkunft, von Pyrrhon und von dem Megariker Diodoros. Daß Arkesilaos sich selber nie anders als Platoniker genannt hat, geht daraus unzweifelhaft hervor. Wie leicht andererseits die literarische Polemik der Antike mit dem Vorwurf des Plagiates zur Hand war, ist bekannt.

Es sind jüngere Stoiker und die Anhänger jenes Pyrrhon, die Arkesilaos des Plagiates an ihrem Meister beschuldigten.

Pyrrhon selber ist als Gestalt mit Arkesilaos gar nicht vergleichbar. Er ist ein Philosoph des alten Stiles, wie es zuerst Xenophanes und dann die Sophisten gewesen waren. Als ein einzelner weiser Mann zog er, begleitet von Jüngern und Jüngerinnen, durch die griechischen Städte und lehrte, erbaulich und interessant, mit etwas sonderbaren Sitten und ein wenig an den Typus des wunderlichen Heiligen erinnernd. Das letzte Ziel des menschlichen Lebens war nach ihm die vollkommene Gemütsruhe, die nur dadurch zu erwerben sei, daß man all den Lärm und die Anstrengung, die das Streben nach Erkenntnis verursache, fahren ließe. Sein bedeutendster Jünger Timon hat seine Lehre in einer Erzählung unter dem Titel Python dargestellt und in einem satirischen Gedichte sich über sämtliche Philosophen der Vergangenheit und Gegenwart lustig gemacht.

Aber Gründer einer Schule im platonischen Sinne ist dieser Pyrrhon nicht im geringsten gewesen. Dazu hat ihn erst über zweihundert Jahre nach seinem Tode eine philosophiegeschichtliche Konstruktion gemacht. In ciceronischer Zeit taucht plötzlich eine pyrrhoneische Schule auf, die zwar äußerlich und aus Gründen des Prestiges sich von dem ehrwürdigen Meister aus Elis herleitete, ihren Begriffsapparat aber wahrscheinlich zum größten Teile aus der Akademie des Arkesilaos und Karneades bezog. Für die Beurteilung der antiken Skepsis, wie die neu-pyrrhoneische Schule der Kaiserzeit von Ainesidemos bis Sextus allein mit Recht heißen darf, bietet dieser Sachverhalt keine geringen Schwierigkeiten. Die Akademie des Arkesilaos geht dies alles nichts an. Es wäre schon sozial betrachtet ein groteskes Verhältnis, wenn Arkesilaos, der Leiter der vornehmsten Schule Athens, ein Mann von hoher und anerkannter Stellung, bei dem biedereren Wanderprediger aus Elis Belehrung gesucht hätte. Auf die nicht unwesentlichen Differenzen zwischen beiden in der Philosophie selber kann hier nicht eingegangen werden.

Wir erwähnen auf der andern Seite nur noch, daß ausdrücklich von dem herzlichen Verhältnis des Arkesilaos zu seinen Lehrern in der Akademie geredet wird, zu Krantor, Polemon und Krates. Wir hören niemals, daß er sich von ihnen distanziert oder gar mit ihnen gebrochen hätte. Die Freundschaft hat vielmehr dauernd angehalten, was kaum möglich gewesen wäre, wenn Arkesilaos die platonische Tradition verlassen hätte. Nach Diog. Laert. IV. 32 hat er Platons Werke besessen, doch wohl als Handexemplar zu seiner Privatlektüre neben den offiziellen Exemplaren der Schule.

Endlich haben wir auf die eigentliche philosophische Diskussion, die Abwehr der Stoa gegen die Aporien des Arkesilaos einzugehen. Die Stoa fand sich durch Arkesilaos so bedroht, daß es bei spätern Stoikern geradezu hieß, die göttliche Vorsehung hätte ihnen zur Rettung den Chrysippos gesandt.

Das Verhalten des Chrysippos ist sachlich sehr bezeichnend. Auf der einen Seite versuchte er diejenigen Einwände, die er anerkennen mußte, als legitime Ausnahmen in sein System einzubeziehen und dadurch unschädlich zu machen; ein Verfahren, das in einer solchen Situation ebenso typisch wie bedenklich war. So wurden die genannten konkreten Beispiele von Sinnestäuschungen als Ausnahmen in die Definition der Erkenntnis hineingenommen: als Voraussetzung überzeugender Sinneseindrücke wurde hinzugefügt, daß die Sinnesorgane gesund und in normalem Zustande sein müßten<sup>17)</sup>.

Ähnlich wurde der Sorites behandelt. Chrysippos erklärte, in den kritischen Grenzfällen des Ueberganges zwischen Viel und Wenig, Groß und Klein, Überzeugend und Nichtüberzeugend werde der Weise sich des Urteils enthalten und schweigen<sup>18)</sup>. Der Sorites zwingt dazu, in der quantitierbaren Masse des sinnfälligen Seins (das ja für die Stoa das einzige Sein ist) bestimmte Zonen auszusondern, die dem Logos unzugänglich sind, damit der Logos des Ganzen gerettet werden kann.

<sup>17)</sup> Cic. Luc. 19.

<sup>18)</sup> SVF II. 276. 277.



Es scheint auch, daß schon Arkesilaos sich mit dem klassischen Problem der *περιτροπή* auseinandergesetzt hat: der Frage an den Nichtwissenden, ob seine Behauptung, daß er nichts wisse, selber unter dies Nichtwissen falle oder nicht. Arkesilaos hat augenscheinlich diese Schwierigkeit berücksichtigt, wenn er nach Cic. Acad. I. 45 Sokrates überbietend erklärte, er wisse auch dies nicht, ob er nichts wisse.

Sodann erheben Zenon und später Chrysipp den einzig gewichtigen Gegeneinwand gegen die vollkommene Aporetik: Wenn dem sinnfälligen Kosmos gegenüber absolute Zurückhaltung geübt werden muß, dann ist es unmöglich, zum Handeln zu kommen, da der Wille ohne Entscheidung und Wahl im konkreten Stoffe nicht in Bewegung gebracht werden kann. Der Philosoph der *ἐποχή* kann also gar nicht wirklich existieren. Die Situation ist unvermeidbar, in die schon zur Zeit Platons nicht zufällig der extreme Vertreter des *πάντα ζεῖ* geraten war: Kratylos, der schließlich, wie Aristoteles erzählt, überhaupt keine Aussage mehr für erlaubt hielt, sondern nur noch den Finger bewegte.

Die Stoa scheint die Frage nach ihrer physischen wie nach ihrer ethischen Seite gestellt zu haben. Wir haben oben der Uebersichtlichkeit wegen nicht darauf hingewiesen, daß die Korrelatbegriffe der Ueberzeugungskraft und der Zustimmung sowohl in der Form einer sozusagen mechanischen Reaktion als auch in derjenigen eines freien Willensentschlusses zu einer Proposition miteinander verbunden sind. Zenon hat vor allem die zweite, Chrysipp mehr die erste Seite betont<sup>19)</sup>. Die Frage an Arkesilaos ist demnach eine doppelte: «Wenn Zustimmung nicht erfolgen kann, weil es keine überzeugenden Wahrnehmungsbilder gibt, wie ist dann eine Willensregung physisch überhaupt möglich?» und: «Wenn es überzeugende Wahrnehmungsbilder nicht gibt, an was soll und darf sich das Handeln des Menschen dann orientieren?» Die Antwort des Arkesilaos haben wir nur in knappen und schwerverständlichen Andeutungen<sup>20)</sup>. Fürs erste scheint er behauptet zu haben, daß Wahrnehmungsbilder an sich schon, gleichgültig ob überzeugend oder nicht, den Willen in Bewegung zu setzen vermöchten<sup>21)</sup>. Er hat damit eine Lehre der Stoa gegen sie selber gekehrt. Denn wie könnte das Meinen des Toren zustandekommen, wenn nicht auch nichtüberzeugende Wahrnehmungsbilder ein Handeln auslösen könnten? Ebenso scheint er fürs zweite gegen die Stoiker die stoische Ethik selber angeführt zu haben. Wenn nämlich die vernunftgemäße Tat (*κατόρθωμα*) allerdings nur aus einer auf überzeugenden Wahrnehmungsbildern beruhenden Zustimmung hervorgehen könne, so gebe es doch die bloß naturgemäße Tat (*καθῆκον*) als ein Verhalten, das lediglich durch verständige Gründe gestützt würde (*ὁ πραχθὲν εὖλογον ἀπολογία* *ἔχει* SVF III. 493. 494). Es gibt also auch in der Stoa selber ein Handeln, das sich gar nicht an überzeugenden Wahrnehmungsbildern zu orientieren braucht, sondern auch ohne sie auskommt. Also läßt sich nach stoischer Auffassung selber mit der reinen *ἐποχή* leben.

<sup>19)</sup> S. Pohlenz, Gött. Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1938, 178, 186.

<sup>20)</sup> Sextus Adv. Log. I. 158, wozu Arnim P.-W. Arkesilaos Sp. 1167, z. 61 ff.

<sup>21)</sup> S. SVF III. 177.

Es ist ganz klar, daß Arkesilaos hier gar nicht daran denkt, etwa eine eigene ethische Lehre aufzustellen. Ihm liegt nur an der Widerlegung der Stoa. Freilich wird mit dieser Argumentation ein entscheidender Punkt übersehen. Die naturgemäße Tat, das *καθῆκον*, ist nicht die Tat des Weisen, sondern des Toren. Wenn der Tor, also der durchschnittliche Mensch, auf überzeugende Wahrnehmungsbilder verzichten kann, so ist damit die Frage noch nicht beantwortet, ob auch der Weise dies kann. So ist es kein Wunder, wenn die Stoa sich mit der Antwort des Arkesilaos nicht zufrieden gab, sondern den späteren Akademikern gegenüber mit Hartnäckigkeit gerade auf diesem Problem insistierte.

Arkesilaos hat für beinahe zweihundert Jahre das philosophische Denken in der Akademie bestimmt. Während langer Zeit bleiben seine Nachfolger dabei, zu variieren und zu entwickeln, was bei ihm angelegt ist. Einige Worte verdient in unserm Zusammenhange nur die Form, die der bedeutendste unter ihnen, Karneades, der Akademie gegeben hat.

Eigentümlich ist ihm vor allem der Drang zu systematisieren. Sokratiker bleibt er zwar darin, daß auch er selber nichts schreibt, sondern nur mündlich disputierend philosophiert; aber dem im späteren hellenistischen Denken übermäßigen Zwang zu schulmäßigen Distinktionen ist auch er erlegen. So hat er den Begriff des Verwechselbaren und darum Unerkennbaren differenziert in ein *ἄδηλον* und ein *ἀκατάληπτον*. Aus den Zeugnissen geht freilich nicht mit Sicherheit hervor, wie er sie differenziert hat<sup>22</sup>). Ebenso hat er die stoische Frage nach dem Kriterium des Handelns mit einer ausführlichen Doktrin beantwortet. Er hat das «Wahrscheinliche» (*πιθανόν*) eingeführt als das feste Maß, an dem sich die Praxis orientieren kann, und hat es durch eine strenge Gliederung in mehrere Stufen so dicht an das Ueberzeugende herangeschoben, als dies mit der akademischen *ἐποχή* nur irgend vereinbar war. Er hat unterschieden: 1. die einfache *φαντασία πιθανή*, die unmittelbar und zunächst für wahr gehalten wird; 2. die *φαντασία πιθανή καὶ ἀπερίσπαστος*, die dann vorliegt, wenn dem ersten Wahrheitseindruck keine andersartigen, widersprechenden und die Wahrscheinlichkeit verwirrenden Eindrücke nachfolgen; 3. die *φαντασία πιθανή καὶ ἀπερίσπαστος καὶ διεξωδευμένη*, die dann erreicht ist, wenn die Bedingungen ihres Entstehens geprüft sind, d. h. wenn etwa bei einem visuellen Eindruck nachgewiesen ist, daß er unter günstigen Verhältnissen und in normalem Zustand des Auges erfolgt ist. Dies ist der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit (Sextus Adv. Log. I. 166–189 u. a.).

Es ist bezeichnend zu sehen, wie Karneades nun seinerseits eben jene Bedingungen für die Zuverlässigkeit von Sinneswahrnehmungen gelten lassen muß, die, wie wir bemerkten, schon Chrysippos unter dem Drucke der Polemik des Arkesilaos hatte annehmen müssen. Nur ist natürlich, was bei Chrysippos Vorbedingung des gültigen, absoluten Erkennens war (gesunde Sinnesorgane unter normalen Verhältnissen), bei Karneades Bedingung einer denkbar wahrscheinlichen Annahme.

<sup>22</sup>) S. Cic. Luc. 32 und dazu Sextus Pyrrh. Hyp. II. 97ff., Adv. Log. II. 145ff. Beide haben das Schulbeispiel von der Zahl der Sterne, doch ordnen sie es verschieden ein.

Der Vorgang ist parallel demjenigen, den wir bei der Stoa selber beobachten, wenn der Bereich des ethisch Gleichgültigen in genau derselben Weise differenziert wird wie Gut und Böse selbst. In beiden Fällen liegt dieselbe Nötigung vor, nicht nur das Leben des Weisen, sondern auch das des durchschnittlichen Menschen philosophisch zu organisieren. Darum werden zum praktischen Gebrauche bei Karneades die in der Klammer der *ἐποχή* eingeschlossenen Wahrscheinlichkeiten systematisiert, in der Stoa die in der Klammer des « Gleichgültigen » stehenden relativen Werte.

Etwas anders wird es zu beurteilen sein, wenn wir hören, daß Karneades gegen die Stoa und gegen Arkesilaos angenommen haben soll, auch der Weise würde zuweilen meinen, also nichtüberzeugenden Wahrnehmungsbildern zustimmen (Cic. Luc. 59, 67, 112 u. a.). Karneades wird sich hier vermutlich kasuistisch auf Situationen bezogen haben, in denen der Weise zwar handeln würde, aber schlechterdings nicht wissen könne, ob sich sein Handeln auf ein überzeugendes Vorstellungsbild gründe; so wie es der Fall ist beim Handeln im Hinblick auf ein in Zukunft möglicherweise eintretendes Ereignis.

Karneades hat auf der andern Seite die Gesamtrichtung der akademischen Diskussion verschoben. Arkesilaos verteidigte das sokratisch-platonische Philosophieren gegen die Stoa. Karneades bekämpft sämtliche wirklichen und möglichen philosophischen Systeme. Während bisher der Sinn der Gespräche in sich bewährenden und übenden sokratischen Nichtwissen lag, läuft die Diskussion nun auf eine universale Polemik hinaus.

Damit hängt eine Argumentierweise zusammen, die in der Akademie zuerst Karneades angewandt zu haben scheint. Die *ἐποχή* wird nämlich bewiesen aus der hoffnungslosen Uneinigkeit aller dogmatischen Philosophen.

Die Geschichte der Philosophie war zum ersten Male durch den Aristoteleschüler Theophrast als Ganzes dargestellt und damit zu einem möglichen Faktor in der philosophischen Diskussion selber geworden. Schon Arkesilaos hat die Vorsokratiker planmäßig durchgelesen und in ihren ziemlich häufigen Äußerungen, daß dem Menschen jedes verlässliche Wissen verwehrt sei, eine Bestätigung seiner eigenen *ἐποχή* gesehen (zumal da die Vorsokratiker, wie die Stoa, nicht in platonischem Sinne zwischen Wahrnehmung und Geist unterschieden)<sup>23</sup>). Es gibt geradezu eine durchgehende akademische Vorsokratikerinterpretation.

Karneades ging den umgekehrten Weg und zog aus der Masse der aufgespeicherten einander widersprechenden Lehrmeinungen die radikale Konsequenz des Agnostizismus, eine Folgerung, die Theophrast schwerlich vorausgesehen hatte, die aber noch den Christen als Waffe gegen die antike Philosophie diente.

Allein die uferlose Widerlegungskunst des Karneades rief in der Akademie selber einer Reaktion. Die Frage nach dem eigentlichen Sinn und Ziel all dieser Polemik wurde nicht nur von der Stoa immer heftiger und gehässiger gestellt; die Berechtigung dieser Frage konnte nach dem Tode des Karneades in der Akademie selber

<sup>23</sup>) Vgl. Plut. adv. Colot. 26.



nicht mehr gelegnet werden. Eine Neubesinnung auf den sokratisch-platonischen Ursprung wurde notwendig. Sie knüpft sich an den Namen des Philon von Larisa, des Lehrers Ciceros. Er stellte in einem Werke ausdrücklich die Behauptung auf, daß die gegenwärtige Akademie keine andere sei als die platonische, und daß ihr Kampf zu allen Zeiten nur dem stoischen Wahrheitsbegriff gegolten habe, nicht dem peripatetischen und vor allem nicht dem platonischen. Dies ist eine Formulierung, die von den Gegnern zwar als schwächlicher Rückzug aus der Position des Karneades gedeutet wurde, die aber von Arkesilaos her gesehen durchaus richtig war.

Aber die Folgen der unüberlegten polemischen Virtuosität des Karneades waren nicht mehr gut zu machen. Ein jüngerer Zeitgenosse von ihm, der Stoiker Panaitios, hat wohl gerade gegen ihn den kühnen Schritt getan und den wahren Platon für die Stoa beansprucht. Sein Schüler ist Antiochos von Askalon, der als Akademiker die Einheit von Akademie und Stoa behauptete. Zenon habe lediglich die platonische Terminologie verändert, die Substanz seiner Lehre sei dieselbe. Arkesilaos habe sich dagegen aus falschem Ehrgeiz mit Zenon entzweit und eine neue Akademie gegründet, die gar nicht platonisch sei. Wolle man zum echten Platon zurückkehren, so habe man die gesammelte Tradition der Alten Akademie, des Peripatos und der Stoa aufzunehmen und den Irrweg der Neuen Akademie zu verlassen.

Dies hat Antiochos gegen Philon vertreten. Es kam zum Bruch zwischen beiden. Wir lesen bei Cicero sehr amüsant, wie sie sich gegenseitig beschuldigten: Philon behauptete, Antiochos sei von der Akademie abgefallen (Cic. Luc. 69ff.), Antiochos behauptete dasselbe von Philon (id. 11ff.). Dennoch wurde Antiochos Leiter der Akademie, vermutlich nicht ohne eine Art von Revolution oder Ueberrumpelung. Philon hat sicher nicht Antiochos als seinen Nachfolger bezeichnet. Wenn dieser es dennoch wurde, so wohl nur deshalb, weil Philon gar nicht in Athen, sondern höchstwahrscheinlich in Rom starb. Da war denn die Schule von Athen herrenlos, und Antiochos konnte einziehen. Mit ihm beginnt die Epoche der Akademie, die fünfhundert Jahre später mit der Philosophie des Proklos einen glanzvoll monumentalen Abschluß fand.

Hier ist der Ort, um einige wenige Worte über die antiken Einteilungen der Akademie beizufügen. Es sind ihrer vier ausdrücklich überliefert, wobei wir die bei Cicero vorausgesetzte ausnehmen. Cicero kennt nur die Unterscheidung von Alter und Neuer Akademie überhaupt, und dies mit einem gewissen Recht. Denn diese Unterscheidung ist die ursprüngliche, in der der polemische Sinn, Arkesilaos als Neuerer und Abtrünnigen zu bezeichnen, klar sichtbar ist. Die andern Einteilungen verwandeln diese Antithese in ein System der geschichtlichen Entwicklung, dessen Gründe keineswegs deutlich sind. Die älteste dieser Einteilungen stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Philosophiehistoriker Sotion von Alexandria (zwischen 200 und 170 tätig). Er ließ die Alte Akademie dauern von Platon bis Polemon. Als Mittlere Akademie bezeichnete er dessen Nachfolger Arkesilaos, als

Neue Akademie wiederum dessen Nachfolger Lakydes und vielleicht noch dessen unmittelbare Schüler. Die Bedeutung des Einschnittes zwischen Arkesilaos und Lakydes ist uns völlig rätselhaft, zumal da wir von Lakydes nur ein sehr dürftiges Bild haben. Eine zweite Einteilung ist nur eine Korrektur der eben genannten. Statt Lakydes wurde gegen Ende des 2. Jahrhunderts der ungleich bedeutendere und bekanntere Karneades als Stifter der Neuen Akademie angenommen.

Eine dritte Einteilung scheint wieder rein polemischen Motiven entsprungen zu sein. Sie hängt an die drei genannten Akademien noch die Vierte Akademie des Philon von Larisa an<sup>24)</sup>. Nach Ciceros Lucullus 11 kann kaum ein Zweifel sein, daß diese Einteilung in einem Zusammenhang mit der Polemik des Antiochos steht, der dem Philon vorwarf, daß er ganz neue und unerhörte Dinge für akademisch ausbebe.

Eine vierte Einteilung endlich schließt als Fünfte Akademie diejenige des Antiochos selber an. Das ergab sich aus dem fundamentalen Gegensatz zwischen Philon und Antiochos von selbst. Ob Antiochos selber so gezählt hat oder ob (was wahrscheinlicher ist) diese letzte Schematisierung von einem zeitgenössischen Philosophiehistoriker (Areios Didymos?) stammt, ist nicht auszumachen.

Das Bemerkenswerte an diesen Einteilungen ist, daß sie immer zunächst die Polemik gegen die Akademie des Arkesilaos widerspiegeln und den Vorwurf, daß sie die Kontinuität der Tradition gebrochen hätte. Daneben treten rein geschichtliche Gesichtspunkte auf, die die Gliederung der Akademie empfahlen, ähnlich wie sie etwa die Gliederung der attischen Komödie bewirkt hatten.

Von den Akademikern selbst rühren diese Einteilungen bestimmt nicht her. Wir dürfen voraussetzen, daß nicht nur Arkesilaos und Philon, sondern die ganze Akademie, die durch diese beiden Namen umgrenzt wird, daran festhielt, daß sie die echte Erbin Platons und des Sokrates sei. Erst mit dem Siege des Antiochos hat sich die gegenteilige Auffassung im Bewußtsein der Philosophiegeschichte festgesetzt.

Ein Schüler ist Philon allerdings treu geblieben, Cicero. Um das Jahr 80 hatte Antiochos die Akademie angetreten und rasch die allgemeine Anerkennung erworben. Aber noch in den vierziger Jahren hat sich Cicero zum Lehrer seiner frühesten Jugend bekannt. Dazu mag ihn zunächst bewogen haben, daß Philon neben der Philosophie und in Verbindung mit ihr auch Rhetorik unterrichtete und so die Philosophie in die Nähe einer gerade für den Römer wichtigen praktischen Tätigkeit brachte. Ferner hat ihm Philon sicherlich die Kenntnis Platons vermittelt, und daß seine Bewunderung für die Kunst des *princeps philosophorum* echt war, dürfen wir glauben.

Endlich wird er in der *ἐποχή* der Akademie die würdigste Form der Philosophie gefunden haben. Allerdings, während die platonische *ἐποχή* gerade der größten Ernsthaftigkeit des Philosophierens entspringt, ist die ciceronische vor allem Ausdruck der Distanz zur Philosophie. Als Römer ist er mißtrauisch gegen

<sup>24)</sup> Sextus Pyrrh. Hyp. I. 220 und Eus. Praep. Ev. XIV. 4, 16.

die Griechen, die so viel zu wissen vorgeben, was zu wissen überflüssig und dessen Gewißheit gar zu unwahrscheinlich ist, weil der Römer die Methode, die die Resultate hervorbringt, nicht begreift. Es stößt ihn auch ab die Starrköpfigkeit, mit der die meisten griechischen Philosophen sich auf ihre Meinungen versteifen. Da zieht er die weise Ueberlegenheit derjenigen Philosophie vor, die weiß, daß man doch nichts genau wissen kann. «Die meisten Menschen», bemerkt er schließlich in der Vorrede des Lucullus, «wollen lieber irren und mit Leidenschaft das Dogma verteidigen, an das sie zufällig geraten sind, als in Besonnenheit suchen, was der Wahrheit am nächsten kommen möchte. Wir dagegen sind frei, denn wir behalten uns ein selbständiges Urteil vor und lassen uns auf keine Autoritäten verpflichten.» Kein Zweifel, daß darin ein Stück des echten Platon steckt.

Der christliche Ciceronianer Lactantius war freilich anderer Meinung: «Exstitit Academia tamquam senectus philosophiae, quae illam conficeret iam deflorescentem.» Und über Jahrhunderte hinweg berührt sich mit dem seinigen das Urteil des Klassikers moderner Philosophiehistorie, Eduard Zeller: «Man wird allerdings in der skeptischen Verzichtleistung auf alles Wissen und in der Beschränkung auf eine mehr oder weniger unsichere Meinung ein Zeichen von der Ermattung des wissenschaftlichen Geistes und von dem Erlöschen der philosophischen Produktivität finden müssen.»

Aber ist Philosophie nichts anderes als «wissenschaftlicher Geist» und «philosophische Produktivität»?



## Les *Epistulae* 92, 259 et 263 de saint Augustin<sup>1)</sup>

Par Charles Favez

A la mémoire de mon collègue et ami Paul Faider.

Ces trois lettres sont des consolations, les seules – ayant pour sujet la mort – qui nous soient parvenues dans la correspondance de saint Augustin<sup>2)</sup>. L'*Epistula* 92 est adressée à une femme du nom d'Italica, qui vient de perdre son mari. L'auteur ne nous dit presque rien des deux époux: nous apprenons seulement qu'ils étaient chrétiens et avaient des enfants. Nous sommes mieux renseignés sur le destinataire de l'*Epistula* 259, un certain Cornelius. Il était lié à Augustin par une vieille amitié, qui remontait à l'époque où tous deux vivaient «dans une très funeste erreur». Après s'être quelque temps corrigé de ses désordres, il n'avait pas tardé à y retomber. Quoiqu'il affirmât être très affecté par la mort de sa femme Cypriana, il n'en continuait pas moins à vivre dans la compagnie de femmes légères. Aussi Augustin, au lieu de le consoler, juge-t-il préférable, en pasteur soucieux du bien des âmes, de lui adresser des reproches et de l'exhorter à renoncer à ses habitudes de libertinage, s'il veut revoir sa femme au ciel. Cypriana, fort différente de Cornelius, s'était montrée une vraie épouse chrétienne. Enfin, l'*Epistula* 263 est adressée à une religieuse, Sapida, qui pleure la mort de son frère Timothée, fidèle diacre de l'église de Carthage, et qui souffre cruellement de son absence, car tous deux étaient très unis.

\*

L'étude des consolations d'Ambroise, de Jérôme et de Paulin de Nole nous montre que ces auteurs ont subi parfois assez fortement l'influence païenne, tant sous le rapport de la forme que sous celui des idées. Ce n'est pas le cas d'Augustin. Tout au plus peut-on dire que le plan de l'*Epistula* 263<sup>3)</sup> rappelle, et dans ses grandes lignes seulement, celui des consolations païennes: une introduction (chap. 1), puis les deux parties habituelles, consacrées la première à l'affligée (chap. 2 et 3) et la seconde à la cause de son affliction (chap. 4). En passant de la

---

<sup>1)</sup> Je voudrais, dans cet article, combler une lacune de ma *Consolation latine chrétienne*: je n'y ai pas parlé des consolations de saint Augustin, que j'ignorais. En relevant cette lacune dans un compte rendu de mon ouvrage, mon collègue et ami, M. l'abbé E. Dutoit, professeur au Collège Saint-Michel à Fribourg, a bien voulu signaler à mon attention l'*Ep.* 92. Je dois à l'obligeance de M. l'abbé O. Perler, professeur à l'Université de Fribourg, de connaître les *Ep.* 259 et 263. A tous deux je tiens à exprimer ici ma sincère reconnaissance.

<sup>2)</sup> Je ne m'occupe dans cet article, comme dans l'ouvrage cité ci-dessus, que de ce genre de consolations. Les lettres d'Augustin concernant d'autres malheurs sont les *Ep.* 208, 244 et 264.

<sup>3)</sup> Celui des deux autres lettres n'a rien de commun avec le plan traditionnel.

forme au fond, je n'ai trouvé qu'un exemple historique (celui de Cicéron), une citation de la première *Catilinaire*<sup>4</sup>), et cette affirmation que les morts ne sont pas perdus mais qu'ils ont simplement devancé les survivants<sup>5</sup>). Et c'est tout. Nous constatons ainsi que, contrairement aux autres consolateurs latins chrétiens, Augustin ne doit, pour ainsi dire, rien à la tradition païenne.

\*

Il ne reconnaît donc, du moins dans le genre littéraire qui nous occupe, d'autre source d'inspiration que celle du christianisme. Voyez, par exemple, la façon dont il traite son sujet. Mettons à part l'*Epistula* 263, qui a vraiment et uniquement pour objet de reconforter un cœur qui souffre. Les deux autres lettres, au contraire, n'ont que des rapports éloignés avec la *consolatio*. Ainsi, l'*Epistula* 92, si l'on excepte le chapitre I, qui contient des *solacia*, n'est qu'un traité théologique, où l'auteur se propose un double but, qui au fond n'en fait qu'un : expliquer comment, au ciel, les élus verront Dieu et réfuter l'opinion de certains hérétiques touchant cette question. Quant à l'*Epistula* 259, adressée, comme nous l'avons vu, à un veuf qui menait une vie dérégulée, elle n'est, du commencement à la fin, qu'une admonestation et une exhortation. Ainsi, chez Augustin, comme d'ailleurs chez les autres consolateurs latins chrétiens, l'influence du christianisme a modifié la conception du genre, qui prend de ce fait une signification inconnue des païens.

Les réminiscences et les citations bibliques sont assez nombreuses dans les trois lettres qui font l'objet de cette étude. Comme chez Cyprien, Ambroise, Jérôme et Paulin de Nole, elles servent à diverses fins : étayer de l'autorité de la Bible une opinion de l'auteur<sup>6</sup>), enseigner des vérités religieuses<sup>7</sup>), admonester ou exhorter<sup>8</sup>). En revanche, les exemples bibliques sont chez lui beaucoup plus rares : il se contente de rappeler les larmes de Marthe, de Marie et du Christ lui-même pour justifier le regret<sup>9</sup>) et d'y ajouter la parabole du mauvais riche destinée à montrer que la pieuse femme de Cornelius a pour son mari les mêmes craintes que cet impie pour ses frères<sup>10</sup>). Quant à l'éloge du mort, qui tient une si grande place dans les autres consolations chrétiennes, il se réduit à peu de chose dans celles d'Augustin, qui remarque qu'une fois au ciel les croyants ne se soucient plus des louanges humaines<sup>11</sup>).

On peut s'étonner, au premier abord, que la sensibilité, dont j'ai relevé l'importance dans mon étude sur *La consolation latine chrétienne*, apparaisse moins vive et moins fréquente dans les trois épîtres consolatoires d'Augustin que chez Ambroise, Jérôme et Paulin. On l'y perçoit cependant, quoique plus discrète. Il exprime, par exemple, à plus d'une reprise à Cornelius sa fidèle amitié, la tristesse que lui cause sa vie de débauches, son profond désir de le voir se corriger<sup>12</sup>); il lui

<sup>4</sup>) *Ep.* 259, 2.

<sup>5</sup>) *Ep.* 92, 1; 263, 2. Mais cette idée est si conforme à l'esprit du christianisme qu'on peut à peine parler ici d'influence païenne.

<sup>6</sup>) *Ep.* 92, 2, 4; 263, 3, 4.

<sup>7</sup>) *Ep.* 92, 3, 4, 5; 263, 2.

<sup>8</sup>) *Ep.* 92, 1; 259, 3, 5; 263, 2.

<sup>9</sup>) *Ep.* 263, 3.

<sup>10</sup>) *Ep.* 259, 5.

<sup>11</sup>) *Ep.* 259, 1, 4.

<sup>12</sup>) *Ep.* 259, 2, 4, 5.



rappelle combien sa femme l'a aimé<sup>13</sup>); il insiste sur les craintes qu'elle éprouve maintenant encore quant au sort éternel de son époux<sup>14</sup>); il essaie de réveiller ses sentiments en lui montrant combien il souffrirait d'être séparé d'elle après la mort<sup>15</sup>).

La sensibilité d'Augustin lui fait comprendre la tristesse des survivants. Quand on pense à ceux qu'on a aimés et qui ont quitté ce monde, le cœur ressent comme une piqûre et les larmes, qui sont comme le sang du cœur, jaillissent: *cor pungitur et tamquam sanguis cordis fletus exoritur*<sup>16</sup>). D'ailleurs, Dieu n'interdit pas le regret: voyez Marthe et Marie, voyez le Christ lui-même, qui pleura au tombeau de ce Lazare qu'il allait pourtant ressusciter<sup>17</sup>). Ce que Dieu attend des croyants, c'est qu'ils ne pleurent pas «comme les païens qui n'ont point d'espérance». La douleur est donc légitime, mais elle ne doit pas être éternelle: *diuturnus dolor non debet esse fidelium*<sup>18</sup>).

Nous arrivons ainsi aux consolations proprement dites. Augustin ne les demande jamais à la sagesse païenne, mais uniquement à la Bible: *auctoritas divina, divina solacia*<sup>19</sup>). Quel réconfort les croyants ne trouvent-ils pas dans «la foi, l'espérance et la charité répandue dans leur cœur par le Saint-Esprit<sup>20</sup>»! Il y a plus: ils possèdent le Christ lui-même, qui habite en eux, «dans l'homme intérieur<sup>21</sup>». Ils savent aussi que les êtres chers qui les ont quittés ne sont pas perdus, mais qu'ils les ont devancés: *migraturi quosdam nostros migrantes non amisimus, sed praemisimus*<sup>22</sup>). Ne possèdent-ils pas, à ce sujet, les promesses divines? Ne connaissent-ils pas – privilège ignoré des païens – la puissance de Dieu, qui peut vivifier les morts et réunir les cœurs momentanément séparés<sup>23</sup>)?

Augustin insiste, à plus d'une reprise, sur la joie de ce revoir<sup>24</sup>). Dans le ciel, dit-il, les croyants, en se retrouvant, se connaîtront mieux qu'ils ne se sont connus ici-bas, s'aimeront d'une affection plus profonde, que ne ternira plus la crainte de la séparation<sup>25</sup>): grande consolation pour ceux qui pleurent de chers disparus! L'affection que ceux-ci leur témoignaient n'est pas perdue, mais «elle est cachée avec le Christ en Dieu<sup>26</sup>». Qu'ils dirigent donc leurs regards en haut, et leurs larmes sécheront. «Pense, écrit-il à Sapida, aux choses qui sont en haut, où le Christ est assis à la droite de Dieu, le Christ qui a daigné mourir pour nous, afin que même morts nous vivions ... Que ce soient là pour toi les divines consolations: qu'elles te fassent rougir de ta tristesse humaine et la dissipent<sup>27</sup>». Il faut être reconnaissant de posséder l'espérance de «d'inappréciable éternité»: la résurrection introduira les croyants dans «la vraie vie», au sein de cette ineffable lumière dont l'esprit de l'homme ne peut se faire aucune idée, car cette lumière est Dieu lui-

<sup>13</sup>) Ep. 259, 4.<sup>14</sup>) Ep. 259, 5.<sup>15</sup>) Ep. 259, 5.<sup>16</sup>) Ep. 263, 2.<sup>17</sup>) Ep. 263, 3.<sup>18</sup>) Ep. 263, 3.<sup>19</sup>) Ep. 263, 1, 2.<sup>20</sup>) Ep. 92, 1.<sup>21</sup>) Ep. 92, 1.<sup>22</sup>) Ep. 92, 1. Comme les autres consolateurs chrétiens, Augustin désigne la mort par des expressions qui révèlent l'idée qu'il s'en fait: *migrare* (Ep. 92, 1), *abscessus* (Ep. 92, 2), *a terra morientium recedere* (Ep. 263, 1).<sup>23</sup>) Ep. 263, 4.<sup>24</sup>) Ep. 92, 1; 259, 5; 263, 1, 4.<sup>25</sup>) Ep. 92, 1.<sup>26</sup>) Ep. 263, 2.<sup>27</sup>) Ep. 263, 2.



même, puisqu'il est dit que «Dieu est lumière et qu'il n'y a point en lui de ténèbres<sup>28)</sup>».

\*

Résumons-nous. Augustin se distingue des autres consolateurs latins chrétiens par son dédain de la tradition païenne. Et cette constatation ne laisse pas d'être importante, puisqu'il connaissait certainement aussi bien qu'eux les arguments fournis par cette tradition. C'est donc de propos délibéré qu'il recourt uniquement à l'enseignement de la Bible. Ce point mis à part, il n'existe aucune divergence appréciable entre lui et les auteurs chrétiens qui ont traité le même sujet. Sans doute, la brièveté relative de ses trois lettres, beaucoup moins étendues que la plupart de leurs consolations, ne lui a pas permis de donner à ses raisonnements les mêmes développements. Mais pour l'essentiel il présente avec eux un complet accord. Comme eux, il a une conception nouvelle de la *consolatio*; comme eux, il fait usage de citations et d'exemples bibliques; comme eux, il accorde au sentiment une importance que ses prédécesseurs païens lui refusaient; comme eux, il éclaire de la lumière de la Révélation le triple mystère de la mort, de la résurrection et de la vie éternelle; comme eux enfin, il trouve les vraies consolations dans la personne du Christ, en qui les croyants sont unis dès ici-bas et pour l'éternité.

---

<sup>28)</sup> *Ep.* 263, 4, 3; 92, 2.